

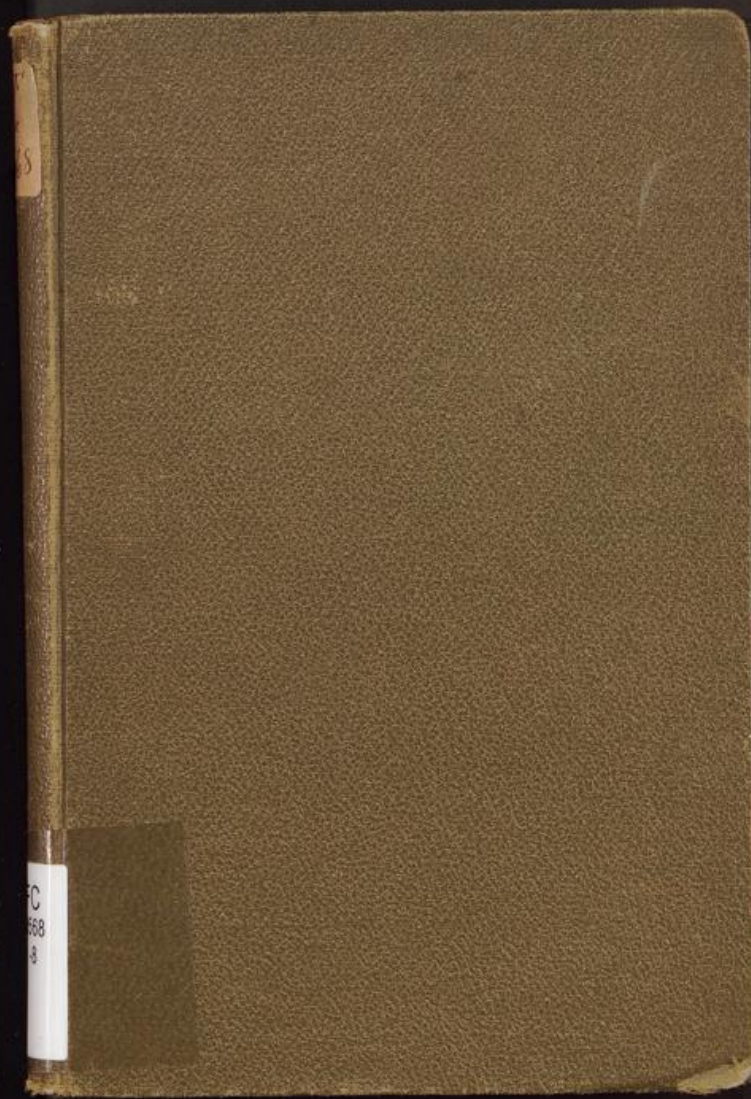


Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG-Projekt "Digitale Sammlung Deutscher Kolonialismus"

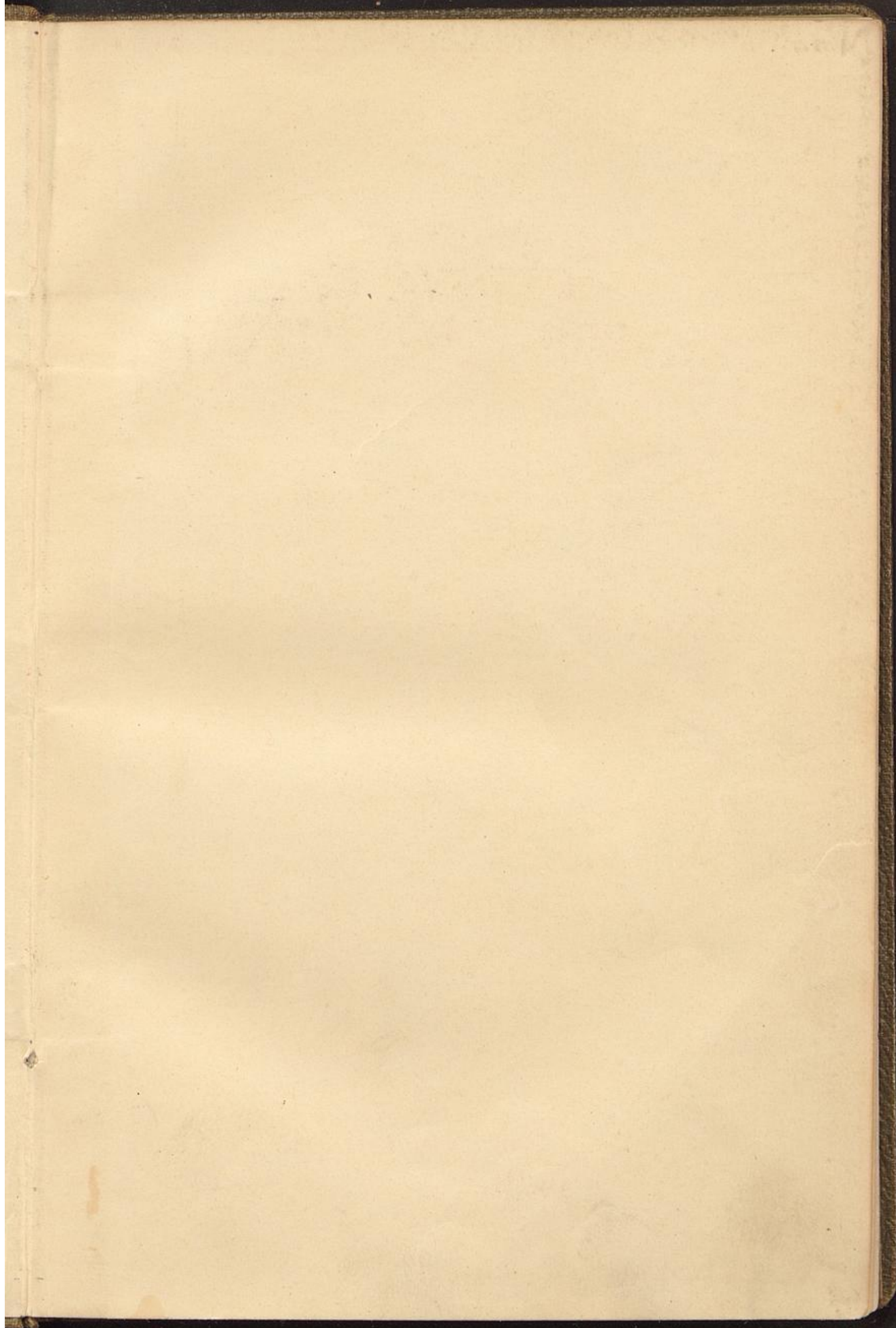
1903/1904

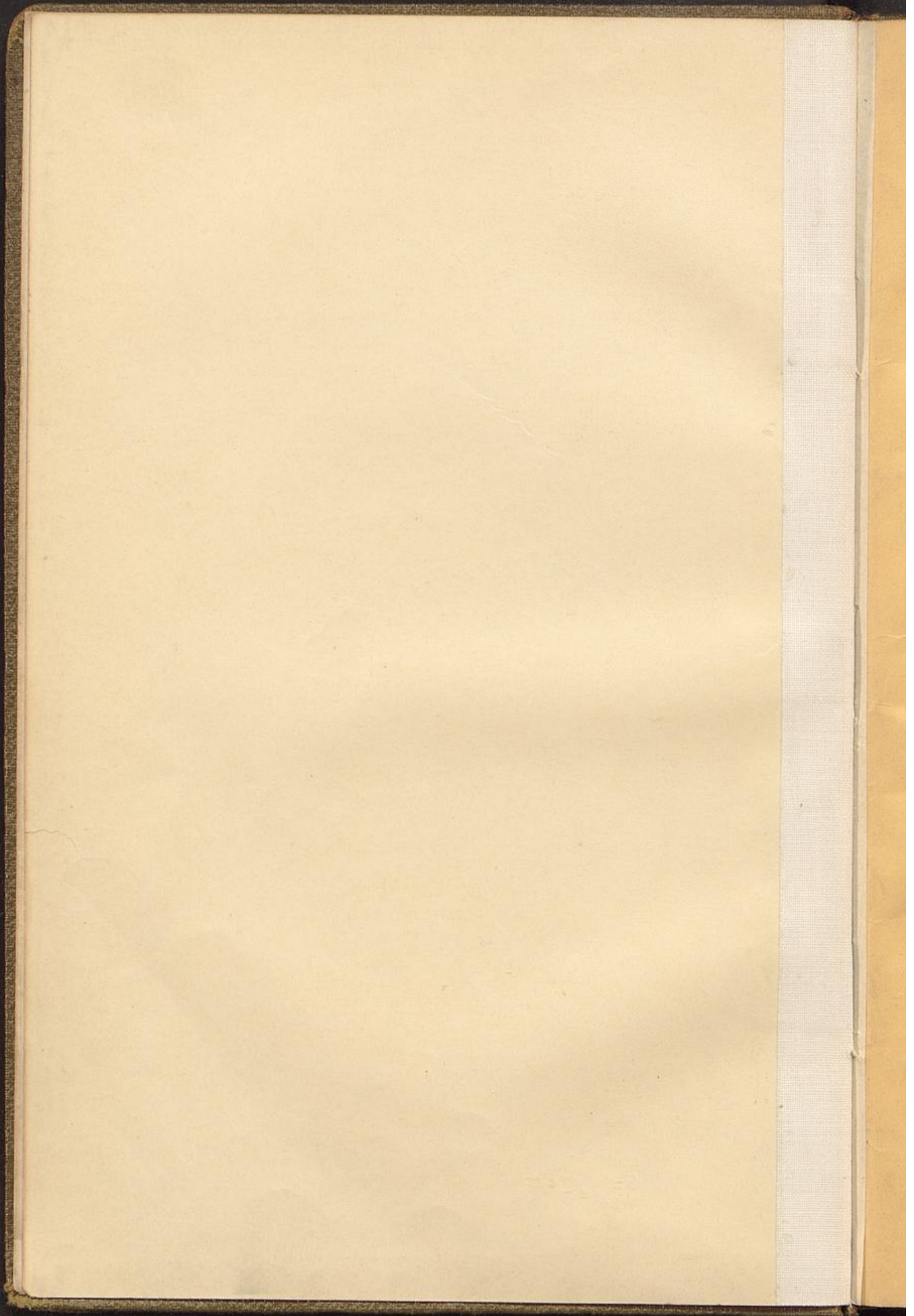


S

C
68
8

Fc568





Abteilung Berlin-Charlottenburg

der Deutschen Kolonial-Gesellschaft.

— Verhandlungen 1903/04. —

Band VIII. Heft 1.

Dr. O. Franke

Geistige Strömungen im heutigen China.

Vortrag,

gehalten in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen
Kolonial-Gesellschaft.



Berlin 1904.

Verlag von Dietrich Reimer
(Ernst Vohsen).

Der Vorstand der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft setzt sich zusammen aus den Herren:

Der I. Vorsitzende: Prinz von Arenberg, M. d. R. u. d. A.-H.

Der stellvertretende Vorsitzende: Kontre-Admiral z. D. Strauch.

Der II. stellvertretende Vorsitzende: Generalleutnant von Kettler, Exzellenz.

Der Schriftführer: Emil Selberg.

Der stellvertretende Schriftführer: General-Konsul Wallich.

Der Schatzmeister: Arthur Schmidt-Lorenzen.

von Ritter, Wirkl. Geh. Rat u. Oberpräsident a. D.

Bormann, Geh. Ober-Reg.-Rat z. D.

Fritz Friedländer, Kommerzienrat.

Dr. Hammacher, M. d. R. u. d. A.-H.

Imberg, Rechtsanwalt.

G. Kollm, Ingenieur-Hauptmann a. D.

Kraetke, Staatssekretär im Reichspostamt, Exzellenz.

Jul. Pintsch, Kommerzienrat.

Riecken, Direktor.

Dr. Schön, Regierungs-Rat.

Simons, Major z. D.

W. Staudt, Konsul.

Stücklen, Fabrikbesitzer.

Valois, Vize-Admiral z. D.

Ernst Vohsen, Konsul a. D.

Zur Erwerbung der Mitgliedschaft der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft wolle man sich an den Schriftführer Herrn Emil Selberg, Berlin NW. 40, Roonstr. 9, wenden, der das Weitere veranlasst.

Der Jahresbeitrag beträgt minimal M. 9.—.

Sämtliche Mitglieder erhalten die 52 mal im Jahre erscheinende Deutsche Kolonialzeitung und haben das Recht zur Teilnahme an allen Vorträgen und Veranstaltungen der Abteilung.



Deutsche Kolonialgesellschaft.

Verhandlungen

der

Abteilung Berlin-Charlottenburg

1903/1905.

Band VIII.



Berlin 1905.

Verlag von Dietrich Reimer
(Ernst Vohsen).

Deutsche Historikergesellschaft

Verhandlungen

Abteilung Berlin-Charlottenburg

Fc 0568-8

~~34F 996~~



Fc568

Der Vorstand der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft setzt sich zusammen aus den Herren:

Der I. Vorsitzende: Prinz von Arenberg, M. d. R. u. d. A.-H.

Der stellvertr. Vorsitzende: Kontre-Admiral z. D. Strauch.

Der II. stellvertr. Vorsitzende: Generalleutnant v. Kettler, Exzellenz.

Der Schriftführer: Emil Selberg.

Der stellvertretende Schriftführer: Konsul Wallich.

Der Schatzmeister: Arthur Schmidt-Lorenzen.

von Bitter, Wirkl. Geh. Rat, Oberpräsident a. D.

Bormann, Geh. Ober-Reg.-Rat z. D.

Fritz Friedländer, Geheimer Kommerzienrat.

Imberg, Rechtsanwalt.

G. Kollm, Ingenieur-Hauptmann a. D.

Kraetke, Staatssekretär im Reichspostamt,

Exzellenz.

Jul. Pintsch, Kommerzienrat.

Dr. Schön, Regierungsrat.

Simons, Major.

W. Staudt, Konsul.

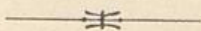
Valois, Vize-Admiral z. D.

Ernst Vohsen, Konsul a. D.

Zur Erwerbung der Mitgliedschaft der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft wolle man sich an den Schriftführer Herrn Emil Selberg, Berlin N.W. 40, Roonstr. 9, wenden, der das Weitere veranlasst.

Der Jahresbeitrag beträgt minimal M. 9.—.

Sämtliche Mitglieder erhalten die 52mal im Jahre erscheinende Deutsche Kolonialzeitung und haben das Recht zur Teilnahme an allen Vorträgen und Veranstaltungen der Abteilung.



Inhaltsverzeichnis.

	Seite
1. Geistige Strömungen im heutigen China von Dr. O. Franke . . .	1
2. Die Durchquerung der Gazellehalbinsel, Bismarckarchipel von Emil Wolff, Gerichtsassessor	31
3. Die mohammedanische Bewegung im ägyptischen Sudân von Professor Dr. E. Dagobert Schoenfeld	55
4. Was lehrt uns die ostasiatische Geschichte der letzten fünfzig Jahre? von Dr. O. Franke	91

7

Geistige Strömungen

im heutigen China.

—
*

Vortrag

von

Dr. O. Franke. ✓



571069

Geistige Strömungen

Der nachstehende Vortrag des Herrn Dr. O. Franke wurde am 18. Februar 1904 in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonialgesellschaft gehalten.

Eure Hoheit! Meine Herren!

Im Winter vorigen Jahres hatte ich die Ehre, Ihnen in einem Vortrage über die Reformbewegung in China in grossen Zügen den Ideengang zu skizzieren, der dem in China hervortretenden Drange nach einer Umformung des Staats-Organismus zugrunde liegt. Ich durfte Ihre Aufmerksamkeit auf den grossen, noch im Anfange seiner Entwicklung stehenden Gärungsprozess hinlenken, der durch das Zusammentreffen zweier grosser Kultur-Systeme, des occidentalen und des chinesischen, verursacht wird, und ich konnte Ihnen einige von den geistigen Reflexen zeigen, die in einem Teile des chinesischen Volkes, und zwar dem intelligentesten und einflussreichsten, durch die Berührung mit der westlichen Kultur hervorgerufen sind. Dieser Gärungsprozess hat, wie zu erwarten war, seitdem immer mehr um sich gegriffen, immer grössere Teile der bisher starren Massen geraten in Bewegung, in immer weitere Kreise der ungezählten Millionen dringt die Kunde von der wunderbaren, ungeahnten Welt des Westens, immer zahlreicher werden die Stimmen der Erwachten beim Morgenrot der anbrechenden neuen Zeit, immer lauter, immer leidenschaftlicher wird die Frage: was sind wir? was werden wir sein? Und diese Frage ist es in der Tat, die heute das gesamte geistige Leben in China beherrscht, die allen geistigen Strömungen die Richtung gibt. Stellen Sie sich vor, dass einem im Greisenalter stehenden

Manne, der auf ein langes, an Arbeit und Erfolgen reiches Leben zurückblickt, durch unwiderlegliche Beweise dargetan wird, dass die Weltanschauung, die er sich in schwerem Ringen erworben, verkehrt war, dass die ethischen Auffassungen, nach denen er sein Leben gestaltete und mit denen er seine Erfolge errang, falsch sein müssen, dass die Ideale, die er vergötterte und denen er nachstrebte, nur die Erzeugnisse eben jener falschen Auffassungen waren; stellen Sie sich vor, was in der Seele eines solchen Mannes vor sich gehen muss, und Sie werden ein Bild erhalten von den schweren Kämpfen, die heute das Geistesleben der Chinesen aufwühlen. (Ich möchte hier einen Satz einschieben: Glauben Sie nicht, dass dies subjektive Seelenmalerei ist, dass ich den Chinesen Gedanken und Empfindungen zuschreibe, die tatsächlich meine eigenen sind. Nichts derartiges ist der Fall. Ich werde Ihnen nachher Beweise bringen, dass ich nur das nachspreche, was aus chinesischem Munde gekommen ist und nicht für europäische Ohren bestimmt war.) Jene Kämpfe begannen naturgemäss zuerst in den Köpfen einiger weniger, die den Gang der Weltgeschichte erkannten und das Schicksal voraussahen, dem ihr Land und ihr Volk zutrieben. Laut und leidenschaftlich erschallten ihre Warnungsrufe, und wie ernst es ihnen damit war, hat mehr als einer von ihnen dadurch bewiesen, dass er bereitwillig für seine Erkenntnis das Leben einsetzte.

Die Rufe jener ersten sogenannten Reformatoren Mitte und Ende der neunziger Jahre haben einen starken Widerhall geweckt. Unzählige Schriften und Reden verbreiteten in immer weiteren Kreisen die Erkenntnis von der gefährlichen Lage, in der sich das Reich befand, und die Ereignisse lieferten einen nur zu deutlichen Kommentar dazu. So unklug und unpolitisch das Auftreten der ersten Reformatoren auch gewesen sein mag, so zeugt es doch von einem feinen Verständnis für die Empfindung ihres Volkes, dass sie ihm nicht die von den Vorfahren übermittelten sittlichen Normen zerstörten, nicht die seit Generationen hochgehaltenen Ideale zertrümmerten,

sondern im Gegenteil ihre Bewegung darstellten als ein Verlassen des neueren, falschen Weges und als ein Zurückgehen in die alte, richtige Bahn, die man vor mehr als zwei Jahrtausenden gewandelt war. Wie ich bereits in dem früheren Vortrage Ihnen zu zeigen die Ehre hatte, hiess ihre Losung: fort mit den starren, toten Formen unserer jetzigen politischen Auffassung und unseres jetzigen Staats-Organismus, und zurück zu dem Leben spendenden Quell der ursprünglichen confucianischen Staatslehre. Die grossen politischen und sittlichen Grundsätze dieser letzteren sind im Laufe der Jahrhunderte völlig verwirrt und verdunkelt worden; ihre konsequente Verwirklichung ergibt ein Staatswesen, das den modernen Kulturstaaten des Westens weit ähnlicher ist als dem heutigen gänzlich unconfucianischen China. Es würde zu weit führen, wollten wir diese Schlussfolgerung auf ihre Richtigkeit hin untersuchen; sicher ist jedenfalls, dass dieses Argument der Reformatoren eine grosse Werbekraft besass, und höchst einflussreiche Personen, wie z. B. der bekannte General-Gouverneur Chang chi-tung, dann auch der Kaiser selbst und, wie ich ausdrücklich betonen möchte, anfänglich sogar die Kaiserin-Witwe, wurden dadurch auf ihre Seite gebracht. Je weiter aber die Bewegung um sich griff, um so radikaler, um so massloser wurde sie. Und je massloser sie wurde, um so stärker musste naturgemäss der Widerstand werden, den sie in solchen Kreisen fand, wo grosse durch eine lange Tradition geheiligte Interessen durch sie bedroht wurden. So entstand der unheilvolle Gegensatz zwischen dem, was man in Europa als reaktionär oder „fremdenfeindlich“ und dem, was man als fortschrittlich oder „fremdenfreundlich“ bezeichnet hat. Es war eine eigentümliche Selbsttäuschung, der man sich in Europa bei diesen Bezeichnungen hingab. Das, was beiden Parteien gemeinsam war, war gerade der Hass gegen das Europäertum, ja auf dem Boden dieses Hasses war erst die ganze Reform-Bewegung erwachsen; getrennt wurden beide nur durch die Frage, wie man sich dieses Europäertums am wirksamsten erwehren sollte. Es mag hier unerörtert

bleiben, inwieweit dieser Hass und die damit verbundenen politischen Befürchtungen Chinas berechtigt waren; unparteiische Kenner der Verhältnisse haben wiederholt gezeigt, dass die Verständnislosigkeit nicht bloss auf der chinesischen Seite eine verhängnisvolle Rolle gespielt hat. Wie dem aber auch sei, der mit Furcht gepaarte Hass gegen das andrängende Europäertum bildet den Schlüssel für das Verständnis der geistigen Strömungen und innerpolitischen Vorgänge in China seit 1898. Und vielleicht nicht bloss in China. Noch ein anderes ostasiatisches Volk, die Japaner, glaubte allen Grund zu haben, vor Europa besorgt und auf der Hut sein zu müssen. Schon die Reformatoren hatten in ihren Schriften auf das nachdrücklichste einen Anschluss Chinas an Japan empfohlen, im Jahre 1899 war unter japanischer Leitung der sogenannte „ostasiatische Kulturbund“ zur Abwehr des occidentalen Einflusses in Ost-Asien gegründet worden, und seitdem ist der japanische Geist im Chinesentum immer stärker hervorgetreten. Die Ereignisse von 1900 waren ein abrupter Ausbruch der bis dahin latenten, in sich nicht einmal homogenen Kräfte, die von Fanatikern völlig missbraucht und irregeleitet wurden. Seit jenem schlimmen Jahre ist die Abneigung gegen Europa nicht geringer geworden, und ausserdem — darüber dürfen wir uns keinen Illusionen hingeben — die Achtung vor ihm nicht grösser.

Nach der Wiederherstellung normaler Zustände ist die chinesische Regierung bestrebt gewesen, mit den fremden Mächten einen erträglichen *modus vivendi* zu finden. Von der Unhaltbarkeit ihrer staatlichen Institutionen überzeugt, hat sie auf verschiedenen Gebieten, vor] allem auf dem des Unterrichts, Versuche gemacht, Neueinrichtungen zu schaffen, die, soweit möglich, den chinesischen Auffassungen und den modernen Erfordernissen gleichzeitig gerecht werden sollen. Wer das politische Programm der Reformatoren von 1898 überblickt, der wird sehen, dass dasselbe in diesen Neueinrichtungen zwar nicht völlig durchgeführt ist, dass aber diese letzteren in dem Programm sämtlich enthalten

sind. Auch die Anlehnung an Japan ist aus dem Programm herübergenommen, und so sind denn japanische Unterweisung und japanische Hülfe bei der begonnenen Umformung des chinesischen Staatswesens weitaus überwiegend geworden. Die inneren Schwierigkeiten im eigenen Lande aber sind für die chinesische Regierung in diesen Jahren ganz gewaltig gewachsen. Zwar die Zahl und der Einfluss altkonservativer Fanatiker, die jede Neuerung kritiklos verdammen, sind geringer geworden, denn die Erkenntnis, dass irgend etwas geschehen müsse, um die Zukunft zu retten, hat sich nun doch beinahe allen aufgedrängt; dagegen sind die Meinungen darüber, was geschehen soll, so vielfältig gespalten und zum Teil mit so leidenschaftlichem Eifer erfüllt, dass es der Regierung, abgesehen von allen auswärtigen Bedrängungen, schwer genug gemacht wird, selbst im Innern des Landes einen gangbaren Weg zu finden.

Man kann die in Betracht kommenden Kreise ihren politischen Auffassungen nach in drei Klassen zergliedern, nämlich die Gemässigten, die Radikalen und die Revolutionäre. Die Gemässigten wollen in behutsamer Weise auf dem betretenen Wege der Modernisierung der Staatseinrichtungen fortschreiten und die westlichen Wissenschaften allmählich in den oberen Volkschichten verbreiten, von dem confucianischen Geiste aber nicht ein Teilchen geopfert sehen. Zu ihnen gehört die Mehrzahl der höheren Beamten und wohl auch der übrigen Personen, die im Interesse ihres gefestigten Besitzes jeder starken Erschütterung des Staatswesens abgeneigt sind. Die Radikalen sehen in der ganzen heutigen Staatsordnung nichts anderes als ein Konglomerat unentwickelter Formen, unconfucianischer Missbräuche und haltloser Vorurteile. Sie wollen das ganze System in toto beseitigen, und zwar im schnellsten Tempo. Vor allem soll modernes Wissen uneingeschränkt in allen Klassen der Bevölkerung verbreitet, und kein Beamter mehr ernannt werden, der nicht in diesem Wissen seine Ausbildung erhalten hat. Im grossen und ganzen stellen die Radikalen die alte Kang-

yeu-weische Schule von 1898 dar, vielleicht mit etwas weniger Beimischung von Rassen-Fanatismus. Sie sind auch die Hauptträger der antirussischen Propaganda. Ihre Anhänger gehören meist jüngeren Generationen an, es sind Theoretiker ohne politische Erfahrung, stark beeinflusst durch die japanische und englische Presse in China, zum Teil auch durch anglo-amerikanische Missionare. Die Revolutionäre endlich haben gerade in der jüngsten Zeit besonders viel von sich reden gemacht. Es sind fanatische Köpfe, die meist durch den Aufenthalt in Japan oder in den englischen Kolonien von Hongkong und Singapore, sowie in den fremden Niederlassungen von Schanghai aus dem Gleichgewicht gebracht sind. Sie agitieren vor allem in leidenschaftlicher Weise gegen die regierende Mandschu-Dynastie, die sie ebenso wie alle alten Staatseinrichtungen beseitigen wollen, um dann auf dem Trümmerhaufen die allgemeine Freiheit zu proklamieren. Im übrigen sind bei ihnen die Ideen vom Zukunftstaat nicht klarer als anderswo. Diese revolutionäre Propaganda hat ihren Boden hauptsächlich unter den chinesischen Studenten in Japan und ist jetzt auch schon eingeschleppt in die modernen Hochschulen von China. Es sind moderne sozialistische Ideen, die, von Europa und Amerika nach Japan eingeführt, dort in unreife Köpfe verpflanzt werden. Diese Umstürzler bilden ein äusserst turbulentes und nicht ungefährliches Element unter der jüngeren chinesischen Generation, das der Regierung schon manche Verlegenheit bereitet hat. Nicht nur in den Schulen haben sie Aufsässigkeiten und Unruhen hervorgerufen, sondern sie sind auch schon zu ernsteren Dingen übergegangen. So wurde im August 1900 in Hankou eine Verschwörung entdeckt, die sich „Unabhängigkeits-Gesellschaft“ nannte. Sie wollte die damaligen „Boxer“-Wirren dazu benutzen, die Dynastie oder jedenfalls die Kaiserin-Mutter nebst der gesamten Regierung zu beseitigen, und dann einen Pakt mit den Fremden schliessen. Die neue Politik sollte zunächst damit inauguriert werden, dass die drei Städte Hankou, Hanyang und Wuchang, der Sitz

der Regierung Chang chi-tung's, durch Feuer vertilgt würden. Die Untersuchung ergab, dass der Plan in Japan, und zwar unter Leitung der im Jahre 1898 nach dort geflüchteten, politisch gänzlich entgleisten Reformatoren entstanden war. Chang chi-tung, der sich später in einer ausführlichen Proklamation über die Angelegenheit ausgesprochen hat, liess über zwanzig der Verschwörer kurzer Hand hinrichten. Einige davon waren junge Leute, die er selbst nach Japan zur Erziehung gesandt hatte. Merkwürdigerweise scheint Chang chitung aber aus dieser Erfahrung nichts gelernt zu haben. Auch bei dem Fall der chinesischen Zeitung „Supao“ in Schanghai, der im letzten Sommer auch in der europäischen Presse mehrfach erörtert wurde, handelte es sich um masslose Brandartikel dieser selben Schule. Einer der Beklagten, der ebenfalls zur Ausrottung der Mandschus aufgefordert hatte, stand Anfang Dezember vor Gericht in Schanghai: „Ich will den Sozialismus in China einführen,“ erklärte der neunzehnjährige Jüngling, „ich will das für China werden, was Rousseau für Frankreich war.“ Auf die Frage, woher er die Ideen über die Ausrottung der Mandschus habe, erwiderte er: „Von meinem japanischen Lehrer.“

Allen drei Klassen gemeinsam, allerdings in ungleichem Masse, ist das Misstrauen gegen Europa. Und zwar ist dies um so stärker geworden, als von Japan aus der Zusammenschluss aller ostasiatischen Völker, mit einem Worte, die Rassenfrage mehr und mehr zum beherrschenden Moment der politischen Auffassung gemacht worden ist. Es scheint zwar, als ob durch dieses Moment auch in China ein dem Orientalen an sich fremdes Nationalgefühl geweckt worden wäre, wenigstens kann man auf diesen Gedanken kommen, wenn man die zahlreichen chinesischen Petitionen, Kundgebungen, Broschüren und Zeitungsartikel betrachtet, die allein durch die Mandschureifrage und den russisch-japanischen Konflikt hervorgerufen sind, und die der chinesischen Regierung ihre Stellung gewiss nicht leichter machen — indessen ist bei diesen Erzeugnissen schwer festzustellen, wieviel auf

Rechnung der englischen und japanischen Pressagitation zu setzen ist, und ausserdem ist das eigentliche Nationalgefühl in occidentalem Sinne ein zu modernes Element, als dass es für das Verhalten orientalischer Völker bereits eine nachhaltige Bedeutung gewonnen haben könnte. Als staatsbildendes und staaterhaltendes Moment ist ja der Nationalismus auch in Europa erheblich jüngeren Datums, als wir heute anzunehmen geneigt sind.

So sehr nun, man kann sagen durchweg, in China die Achtung vor den europäischen Spezialwissenschaften, insbesondere vor allen angewandten Wissenschaften, vor europäischen Staats- und Wohlfahrtseinrichtungen, ja auch vor gewissen europäischen Lebensgewohnheiten, während der letzten Jahre gestiegen ist, so wenig ist dies der Fall mit bezug auf das, was man als den christlichen Geist der occidentalen Zivilisation zu bezeichnen pflegt. Und hier sind es gerade die gemässigten Elemente, denen als oberster Grundsatz gilt, dass von den durch Confucius zusammengestellten sittlichen Normen niemals irgend etwas geopfert werden dürfe, dass es ebenso wichtig sei, die „heilige Lehre“ zu erhalten, wie das eigne Land. Es ist ein uralter Glaubenssatz des chinesischen Universalismus, dass das Menschengeschlecht dazu berufen sei, „eine Einheit zu bilden einem einzigen einheitlichen göttlichen Willen gegenüber. Wenn diese Einheit vollzogen sein wird, sagt jener Glaubenssatz, so wird die dritte der grossen Zeitperioden anbrechen, nämlich die des Weltfriedens. Dann werden die verschiedenen dogmatischen Religionen der Völker, die eine Hauptursache des Unfriedens bilden, verschwunden sein, an ihre Stelle treten wird die klare, mit der menschlichen Vernunft allein zu erfassende Erkenntnis jenes einheitlichen göttlichen Willens. Die bis jetzt deutlichste Form dieser Erkenntnis aber findet sich — in dem dogmenlosen Confucianismus. Aus dieser Argumentation heraus lässt es sich begreifen, dass mit bezug auf die grundlegenden sittlichen Normen das Chinesentum höher zu stehen glaubt, als das Europäertum, unbeschadet der grösseren

2648b

physischen Kraft und der höheren wirtschaftlichen Blüte dieses letzteren, und dass unsere Zivilisation als ganzes nicht den überwältigenden Eindruck auf den Chinesen macht, den sie unserer nicht immer ganz objektiven Ansicht nach durchaus auf ihn machen sollte! Der ganzen Literatur zufolge scheint auch der Neu-Confucianismus (die revolutionären Fanatiker zählen hier natürlich nicht mit) in diesem Punkte zu keinen Konzessionen an das Europäertum geneigt zu sein.

Um Ihnen nun den Beweis zu liefern, dass ich mich in meinen Ausführungen von subjektiver Färbung frei gehalten habe, will ich, wie ich dies auch im vorigen Jahre getan, einige hervorragende Chinesen selbst über den Gegenstand sprechen lassen, der uns beschäftigt. Ich werde Ihnen zu dem Zwecke einige Uebersetzungen aus modernen chinesischen staatswissenschaftlichen und ähnlichen Schriften vorlesen, die ich nach dem Urtexte angefertigt. Die Uebersetzungen sind wörtlich; wo ein Inhaltsauszug gegeben wird, sind wenigstens die charakteristischen Ausdrücke beibehalten.

Ich wähle zunächst einen Teil aus der fünften grossen Denkschrift des bekannten Kang yeu-wei an den Thron, in der er die gefährliche Lage Chinas und die Rückständigkeit der chinesischen Zustände darlegt. Die Denkschrift ist im Dezember 1897, bald nach der Besetzung von Kiautschou, verfasst; der Teil, den ich verlesen werde, nimmt als Thema ein Zitat aus dem Shuking, einem der fünf kanonischen Bücher, dessen Inhalt weit in das vorconfucianische Altertum zurückreicht. Diese Behandlung des Stoffes zeigt Ihnen zugleich, wie auch heute noch das Denken selbst der modern gesinnten Chinesen im klassischen Altertume wurzelt.

Der Verfasser spricht zunächst von den Gefahren, die China infolge des aggressiven Verhaltens der fremden Mächte drohen, und fährt dann fort:

„Nun bitte ich, mir gestatten zu wollen, unsere Krankheit offen darzulegen und rücksichtslos anzugeben, wie diese Krankheit zu heilen ist, und zwar will ich dabei

den Spruch von Chung hui zugrunde legen*), der lautet: „Die Schwachen sollen unterjocht, die Toren gestraft, den Zuchtlosen ihre Länder genommen, die hoffnungslos Verlorenen beseitigt werden.“ (Shuking, IV, II, 2.)

(Es folgt nun eine Besprechung der einzelnen der

Lieber Leser!

Bücher sind teuer und leiden beim Gebrauch weit mehr als du denkst. Du meinst zwar, dich ginge diese Bemerkung nichts an, aber denke einmal nach:

Läßt du die entliehenen Bücher nie in andere Hände — namentlich in Kinderhände — kommen?

Liesest du sie nie auf dem Weg? in der Straßenbahn? bei der Arbeit? beim Essen?

Liesest du nie mit ungewaschenen oder feuchten Händen?

Berührst du die Papierflächen nicht vielfach überflüssig mit den Händen, hältst z. B. das Blatt, das du wenden willst, schon lange vorher zwischen den Fingern? oder legst die flachen Hände auf das Buch?

Feuchtest du nie die Finger an, um die Blätter bequemer wenden zu können?

Bist du dir einer von diesen übeln Angewohnheiten bewußt, so stelle sie schleunigst ab, denn sorgfältige Leser hält das Buch wohl achtzig und mehr aus, Leser von solchen Gewohnheiten keine vierzig!

Eine eifrig benutzte Bibliothek braucht jährlich, auch wenn ihr Material sehr geschont wird, bis zu fünfzehn vom Hundert ihres Anschaffungswertes zum Ersatz verdorbener Bücher. Für die Lesehalle in Bremen macht das im Jahr Tausende aus, und je mehr zum Ersatz verbraucht wird, je weniger kann für die Vermehrung ausgegeben werden. Wenn du nun unsere Bücher so achtlos behandelst, daß sie keine vierzig Verleihungen aushalten — was, geehrter Leser, wird die Folge sein? Du hast rechnen gelernt: rechne einmal nach!

Und wer soll die Kosten tragen?

haben ein jährliches re geschulten Heereiffe nach Hunderten, moderne Maschinen; uen Büchern bringt auern, Handwerkern, rnen Jahr für Jahr Frauen und Mädchen, n zu lesen und zu n Einkünfte betragen illionen (das bezieht ege von 1894/95 zu die Schwäche unserer Panzerschiffe besitzen ilitärische Schwäche. schinen kümmern uns s Wissens. Unsere g, unsere Gebildeten en fehlt die Schule, s ist die Schwäche n sich beschaulicher die Energie, das ist Das sind die Besorg- Wort habe: „Die

uns um keine Neue- en Staaten herrscht

*) Minister unter Chêng Tang (Shang-Dynastie). Mitte des 18. Jahrh. v. Chr.

physischen Kraft und der höheren wirtschaftlichen Blüte dieses letzteren, und dass unsere Zivilisation als ganzes nicht den überwältigenden Eindruck auf den Chinesen macht, den sie unserer nicht immer ganz objektiven Ansicht nach durchaus auf ihn machen sollte. Der ganze Literaturaufsatz scheint auch der Neu-Fanatiker zählen hier zu keinen Konzessionen.

Um Ihnen nun die meinen Ausführungen habe, will ich, wie ich einige hervorragende C sprechen lassen, der u dem Zwecke einige Uebe staatswissenschaftlichen ich nach dem Urtext sind wörtlich; wo ein wenigstens die charakte

Ich wähle zunäch Denkschrift des bekan der er die gefährliche der chinesischen Zustär Dezember 1897, bald na fasst; der Teil, den ich Zitat aus dem Shuking, dessen Inhalt weit in d reicht. Diese Behandl wie auch heute noch d Chinesen im klassischen

Der Verfasser spr China infolge des aggro drohen, und fährt dann

„Nun bitte ich Krankheit offen darzulegen und rücksichtslos anzugeben, wie diese Krankheit zu heilen ist, und zwar will ich dabei

den Spruch von Chung hui zugrunde legen*), der lautet: „Die Schwachen sollen unterjocht, die Toren gestraft, den Zuchtlosen ihre Länder genommen, die hoffnungslos Verlorenen beseitigt werden.“ (Shuking, IV, II, 2.)

(Es folgt nun eine Besprechung der einzelnen der 4 Punkte.)

1. „Die grossen Staaten Europas haben ein jährliches Einkommen von vielen Milliarden, ihre geschulten Heere zählen nach Millionen, ihre Panzerschiffe nach Hunderten, sie besitzen moderne Wissenschaften, moderne Maschinen; Tausende von neuen Erfindungen, neuen Büchern bringt jedes Jahr; ungezählte Scharen von Bauern, Handwerkern, Kaufleuten, Soldaten, Gelehrten erlernen Jahr für Jahr ihre besonderen Fachwissenschaften; Frauen und Mädchen, Jünglinge und Kinder, alle verstehen zu lesen und zu schreiben. Und wir? Unsere jährlichen Einkünfte betragen 70 Millionen, unsere Schulden 200 Millionen (das bezieht sich auf die an Japan nach dem Kriege von 1894/95 zu zahlende Kriegsentschädigung), das ist die Schwäche unserer Finanzen. Geschulte Truppen und Panzerschiffe besitzen wir überhaupt nicht, das ist unsere militärische Schwäche. Moderne Wissenschaften, moderne Maschinen kümmern uns nicht, das ist die Schwäche unseres Wissens. Unsere Militärs verstehen nichts von Bildung, unsere Gebildeten nichts vom Militär, unseren Kaufleuten fehlt die Schule, unseren Bauern die Ausbildung, das ist die Schwäche unserer Erziehung; die Massen geben sich beschaulicher Ruhe hin, und den Gebildeten fehlt die Energie, das ist die Schwäche unseres Charakters. Das sind die Besorgnisse, die ich wegen Chung hui's Wort habe: „Die Schwachen sollen unterjocht werden.“

2. Seit 4000 Jahren haben wir uns um keine Neuerungen gekümmert. In den fremden Staaten herrscht

*) Minister unter Chêng Tang (Shang-Dynastie). Mitte des 18. Jahrh. v. Chr.

frisches Leben, aber wir bleiben immer dieselben und lernen nichts neues. Unsere hohen Beamten bleiben bei ihrem Grundsatz: „Ehret den Kaiser und haltet die Barbaren fern“. Sie schleppen sich mit toter Gelehrsamkeit und veraltetem Zeremoniell, aber die Ausländer lachen über sie, denn ihr ganzes Wesen besteht in Redensarten, und innen sind sie hohl. Wir haben nicht gelernt, uns in die Zeit zu fügen, daher die Katastrophen in den Kriegen mit Frankreich und Japan; aber auch das hat uns nicht gebessert, darum erleben wir die Vorgänge von heute. (Besetzung von Kiautschou.) Die 400 Millionen Chinas werden von kaum 100 hohen Würdenträgern, General-Gouverneuren und Gouverneuren regiert, aber keiner von ihnen ist einmal im Auslande gereist, oder kennt moderne Schriften über europäische Verfassungen. Diese bejahrten, noch nach der alten Schule ausgebildeten Herren, deren Kräfte schon in der Abnahme sind, und deren Zeit ganz von Staatsgeschäften erfüllt wird, haben keine Musse, sich mit neuen Entdeckungen und modernen Ideen abzugeben oder die Verhältnisse in den fremden Staaten kennen zu lernen. Ihre Ohren und Augen sind noch an die alte Redens- und Denkweise gewöhnt, sie argumentieren alle in gleicher Art und sind vertraut nur mit dem üblichen, ruhigen Zustande. So bewegen sich bei den bedeutenderen von ihnen Empfindungen, Gedanken, Kenntnisse, Sorgen sämtlich in den alten Ideenkreisen, die unbedeutenderen aber, voll Arroganz und Hochmut, denken an ihre Vergnügungen und Vorteile oder fördern die eigennützigen Pläne ihrer Verwandten. Dagegen gibt es Reisende und Missionare der fremden Staaten in China, die unsere Verhältnisse studieren; sie diskutieren in nationalökonomischen Werken und Handelstabellen finanzielle und wirtschaftliche Fragen in bezug auf China, schreiben Zeitungsartikel zur Belehrung des Volkes oder machen amtliche Berichte. Darum schaffe man die alten Missbräuche gänzlich ab und regiere energisch nach neuen Ideen. Das ist die Furcht, die ich

wegen Chung hui's Wort habe: „Die Tore sollen gestraft werden.“

3. Seit der Abtretung Formosas weiss jeder, dass unsere Regierung kein Vertrauen verdient, unser Volk keine Kraft besitzt. Gesindel und Wilde machen uns in den Bergen an den Grenzen zu schaffen, und die Zwistigkeiten zwischen dem Volk und den Christen in den Innenprovinzen. Das Gesindel gerät in Feindschaft mit den Christen, das ist für diese ein Grund, ihre verschiedenen Sekten und Genossenschaften zu vereinigen, und nun üben sie einen noch stärkeren Druck und Zwang aus; so entstehen Unruhen und Aufstände; an einer starken Autorität, diese niederzuwerfen fehlt es aber, und so nahmen die Europäer das zum Vorwande für militärische Massregeln. So vertrieben auch die Russen die muhamedanischen Rebellen und besetzten die Provinz Ili (i. J. 1871—1881). Das ist die Furcht, die ich wegen Chung hui's Wort habe: „Den Zuchtlosen sollen ihre Länder genommen werden.“

4. Was nun die Aufteilungspläne der Europäer anlangt, so sehen wir, wie Afrika seitens der verschiedenen Mächte, Polen von Russland, Deutschland und Österreich zerteilt, Annam von Frankreich, Indien von England einverleibt wurden. Unser Beamtentum aber sitzt mit den Händen im Schoss und erwartet geduldig und mit stumpfem Gleichmut sein Schicksal. So war es i. J. 1884 und ebenso i. J. 1894. Da gab es niemand, der in edlem Zorne aufwallte und feierlich schwur, fest zu bleiben und sein Land zu retten. Seit dem Altertum wahrlich sah man solch Schauspiel nicht. Unsere Prinzen und Würdenträger, unsere Gelehrten und unsere Volksmassen klammern sich an das Leben und warten, dass sie die Knechte Europas werden, dass die Fremden sie abschlachten wie ihre Hunde und Schafe. Ach, nichts schlimmeres gibt es als das Absterben des Charakters, kein schwereres Leiden als die Schwindsucht, die nur noch lose hängenden Blätter bricht sicher der tödliche Wind, nach den halbwelken Blumen

braucht die Hand sich nicht mühend auszustrecken, sie sterben und ihre Gestalt verschwindet. Das ist der Schmerz, den ich fühle wegen Chung huis Wort: „Die hoffnungslos Verlorenen sollen beseitigt werden.“

Nun hat man vielleicht die Absicht, einen starken Nachbarstaat zu Hilfe zu rufen und so die eigene Selbstständigkeit zu bewahren. Aber der Grundsatz europäischer kriegerischer Unternehmungen ist zu siegen um jeden Preis und das Land des geschlagenen Gegners gänzlich zu vernichten. Russlands und Deutschlands Streitkräfte sind gleich, wie sollten sie um unseretwillen ihre Heere gegen einander ins Feld führen und ihre politische Existenz aufs Spiel setzen? Bei der Zerteilung Asiens durch Europa kann man an das Vorbild des alten türkischen Volkes denken: sein grosses Gebiet wurde rasch zerschnitten, wenn es auch sein verfallendes Leben noch hinschleppt; oder an das von Persien: seine Machtstellung und sein Einfluss sind ihm genommen, wenn auch seine alten Gebiete noch erhalten blieben. China ist ein weit ausgedehntes Territorium, der Zerteilungsprozess wird aber ohne Widerstand im Laufe der Jahre sich vollziehen. Die massgebenden Staatsmänner Chinas sind alt und gebrechlich, sie erwarten nur noch den Tod, und ihre Hinterlassenschaft ist das Verderben der Zukunft. Die Religion des alten türkischen Volkes ist die muhamedanische, sie hat einen stürmischen, harten Charakter und zwingt auch die Europäer zur Furcht. Die Religion unseres Volkes aber ist sanft und nachgiebig, morsch und vertrocknet. Der Beherrscher von Persien reist überall in den Ländern Europas herum, unsere Prinzen und Staatsmänner aber sitzen bei verschlossenen Türen und entfalten in der Verborgenheit ihre Tugenden. Ein Gesandter Schwedens (Gude? i. J. 1896) eilte hier durch und verkündete den Zeitungen aller Länder, die alten Staaten Asiens seien während der letzten Jahre in beständigen Verfall geraten, es habe der Anfang ihres Endes begonnen. Wir aber halten uns vor den Schritten des

Verderbens die Ohren zu und sind solche Narren, dass wir zu dem Mittel des Selbstbetruges greifen. Wir gleichen dem Manne, in dessen Hause Feuer ausbricht, der aber weder Wasser herbeischafft noch um Hilfe ruft. Im Moment aber, bevor das Feuer sein Zimmer erreicht hat, eilt er hinein, um seine Kostbarkeiten zu retten, und dabei verliert er sein Leben samt all seiner Habe. Darum sage ich, unsere Minister sind nicht loyal ihrem Fürsten gegenüber und ohne Liebe zu ihrem Lande, sie denken nur an das Wohl ihrer Person. Der Kaiser möge an das Geschick der Tsin- und Sung-Dynastie im Altertum und an das der Türken und Perser in der Neuzeit denken. Die Kaiserin-Witwe aber kann nicht allein für das ganze Reich denken, sie möge sich der Kaiserin Sieh von der Sung-Dynastie erinnern. Die Minister werden, nachdem ihr Herrscher entehrt ist, durch ihren Tod den Fall des Reiches auch nicht mehr hindern. Jetzt sitzen sie mit gesenktem Haupt und gefalteten Händen den auswärtigen Ansprüchen gegenüber und harren ruhig der Schmach und dem Verderben entgegen. Die Katastrophe von Kiautschou ist nicht ein neues plötzliches Unglück von heute, sondern das Resultat der Schwäche und Energielosigkeit einer langen Vergangenheit. Ich will dem Beil des Henkers nicht entfliehen für das, was ich schon oftmals dargelegt habe. Ich wage es nicht, heute Pläne anzugeben, wie man das Reich schützt und erhält, das muss der ruhigen Arbeit des Friedens überlassen werden. Angesichts der Katastrophe von Kiautschou wolle Eure Majestät auffahren voll Kraft und Ihren Zorn die Welt sehen lassen. Durch Selbstanklage begeistere Eure Majestät zuerst die Herzen des Volkes, dann mache Sie unsere Schande offenbar, damit die Leidenschaften der Gebildeten erregt, die Kraft der Massen geschürt werde. Eure Majestät wolle das Volk um Rat fragen, damit das Wort des Herrschers überall hindringe; jeder im Reiche soll aufgefordert werden, Berichte zu senden, damit die Empfindung der Untertanen bekannt, das Reich

befestigt, die Reform begonnen werde. Fragen des Reiches sollen dem Reiche zur Beratung übergeben werden.“

Für die vorhin erwähnte chinesische Auffassung, dass man, um zur Schaffung eines modernen Staatswesens occidentalischer Art zu gelangen, zunächst zu den alten, unverfälschten Lehren des Confucianismus zurückkehren müsse, möchte ich Ihnen als Belag eine Stelle aus einer Rede Kang yeu-weï's mitteilen, die er bei der Gründung eines grossen politischen Klubs in Peking im Jahre 1898 hielt.

„Die leitenden Motive der Politik in europäischen Ländern“, heisst es dort, „sind Schutz des Volkes, Förderung des Volkes, Erziehung des Volkes. Durch das Parlament kommen der Wille und die Stimmung des Volkes zum Ausdruck. Der Fürst gilt nicht zu viel, und das Volk nicht zu wenig; das Wohl des Volkes wird allem vorangestellt. Alle diese Grundsätze stimmen mit der Tendenz unserer Klassiker überein, darum sind jene Länder stark. Bei uns wird in den wichtigsten Staatseinrichtungen auf das Wohl des Volkes keinerlei Rücksicht genommen, wir haben nicht die Grundsätze, das Volk zu schützen, zu fördern, zu belehren. Zwischen Thron und Volk besteht kein Zusammenhang, der eine ist alles, das andere nichts. Das steht im Gegensatz zu der Tendenz unserer Klassiker, darum sind wir schwach.“

Auch die folgenden Stellen sind bezeichnend, die ich einem Berichte Liang ki-chao's, des hervorragendsten Schülers von Kang yeu-weï, entnehme, den er über die neue Hochschule für moderne Wissenschaften in der Provinz Hunan im Jahre 1898 erstattete.

„Wissen ist Macht. Je nachdem das Wissen eines Volkes enger oder weiter wird, sinkt oder steigt seine Macht. Beispiele hierfür sind die farbigen Rassen: die Inder haben sich durch ihr zunehmendes Wissen auch in ihrer politischen Abhängigkeit von England aus ihrer zuerst untergeordneten Stellung wieder emporgearbeitet, so dass sie hohe Stellungen

im Lande einnehmen. Dagegen sind die Neger Afrikas, die Indianer Mexikos und die Eingeborenen der Südsee zu Sklaven herabgedrückt. Früher wollte man die Macht des Volkes niederdrücken, darum beschränkte man sein Wissen; jetzt will man diese Macht verstärken, darum erweitert man sein Wissen . . . Man muss also vor allem ändern erst das Wissen erweitern und die Unwissenheit zerstreuen. Man muss begreifen lernen, was einen Staat stark macht, und was ihn schwächt, wie man das Wissen fördert, und wie die Unwissenheit. Man muss verstehen, dass China, wenn es in seiner alten Ideenwelt verharrt, selbständig nicht weiter existieren kann. Dann müssen japanische und europäische Geschichtswerke gelesen werden, damit man einsieht, dass im Fortschritt das Leben besteht. Darauf müssen einheimische und ausländische Gesetzeswerke studiert werden, damit man den Wert allgemeiner Gesetzesnormen begreift. Dann wird man seine Aufmerksamkeit erst recht den alten Klassikern und alten Philosophen zuwenden. Auch das Selbstbewusstsein und der Patriotismus der Schüler müssen geweckt werden, damit sie für ihr Vaterland, für ihre Eigenart und für ihre Sittenlehre schützend eintreten . . . Wenn man den Einfluss des Volkes fördern will, so muss man zunächst den Einfluss der oberen Klassen (Notabeln) fördern, und dies geschieht am besten durch wissenschaftliche Vereinigungen. In China hat man diesen Grundsatz vernachlässigt, indem man in den einzelnen Verwaltungsbezirken die Ämter grundsätzlich Beamten aus anderen Gegenden übergibt, denen das Wohl und Wehe der ihnen anvertrauten Bevölkerung gleichgültig ist. Unter den drei alten Dynastien (Hia, Shang und Chou, 3. bis 1. Jahrtausend v. Chr.) und im früheren Altertume war dies nicht der Fall, und noch unter den Han-Dynastien (3. Jahrhundert v. Chr. bis 3. Jahrhundert n. Chr.) mussten die Leiter der Provinzen aus der ihnen unterstellten Provinz selbst sein. Die Europäer befolgen dasselbe Prinzip, und wir müssen bei der Neuordnung der Dinge zu der alten Auf-

fassung zurückkehren, daneben aber nach europäischem System die Machtbefugnisse der Gemeinden verstärken. Dazu muss man einerseits für Aufklärung der oberen Klassen sorgen und andererseits die Machtbefugnisse genau abgrenzen . . . Wenn man nun auch für Aufklärung der Notabeln und des Volkes gesorgt hat, so kann man doch die Beamten nicht einfach abschaffen. Mit ihrer bisherigen Unwissenheit sie aber weiter verwenden, geht auch nicht an. Man muss also auch auf Belehrung der Beamten bedacht sein . . . Um also für die Ausführung der Reformen die geeigneten Männer zu haben, dazu bedarf es des Unterrichts und der Aufklärung, und zwar der Bevölkerung, der Notabeln und der Beamten. Das ist die Grundlage für alles weitere.“

Die folgenden Ausführungen sind bei der gegenwärtigen politischen Konstellation im fernen Osten besonders interessant. Sie sind dem grösseren Werke von Liang ki-chao „Geschichte der Staatsreform und ihrer Reaktion im Jahre 1898“ (Nr. 19 in meinem Verzeichnis „der wichtigsten chinesischen Reformschriften“*) entnommen und bilden dort Teile der Kapitel über „Das Verhältnis Chinas zu den fremden Staaten“ und über „Die englische und japanische Politik“.

„Ein Mensch, dem Tode nahe, liegt hingestreckt in einsamer Wildnis. Über ihm kreisen lauernd die Geier, und unten warten die Füchse mit gewetzten Zähnen. Selbst das kleinste Gewürm, die Fliegen und Motten, die Maden und Ameisen haben sich zu Haufen gesammelt und streben, ihren Anteil zu nagen. Das ist heute die Lage Chinas. Zwar wenn der Mensch plötzlich einmal aufspringt, so entflieht all das Getier um ihn, aber wenn alles in Ruhe liegt, dann geraten wohl Geier und Füchse aneinander, streiten und hadern und zerren sich um die Beute. Chinas Bestehen oder Untergang ist für die gesamte Weltpolitik eine Frage von grösster Bedeutung. Nun ist heute die Entscheidung dieser Frage nahe.

*) Im *Bulletin de l'Académie Imperiale des Sciences de St. Pétersbourg*. Oktober 1902.

Es handelt sich um einen Kranken. Es gibt ein Heilmittel für ihn, trinkt er es, so wird er leben; trinkt er es nicht, so wird er sterben. Das weiss er selbst, darum verlangt er es zu nehmen. Er will es hinunterschlucken, aber ein harter Gegenstand sitzt ihm in der Kehle. Wird dieser Gegenstand entfernt, so kann der Kranke schlucken und er wird leben; wird der Gegenstand nicht entfernt, so kann er nicht schlucken und er wird sterben. Leben und sterben sind also um Haaresbreite voneinander getrennt. Das ist heute die Lage Chinas. Die Pläne Russlands in bezug auf seine äussere Politik sind die gefährlichsten, aber auch die schlauesten von allen. Seine glatten Worte und schönen Reden sind der Köder, mit dem es die Staaten fängt. Seine früheren Herrscher haben ihm ein politisches Programm als ihr Vermächtnis hinterlassen, und unablässig ist es damit beschäftigt, dieses Programm zu verwirklichen. Im Osten aber endet dies erst mit dem Ende der Welt. In allen Staaten bestehen Absichten, die auf eine Teilung Chinas hinzielen, aber Russland ist ganz von ihnen durchdrungen. Deshalb wünscht es auch nicht, dass China stark wird, und weil es dies nicht wünscht, muss es notwendigerweise seine Reformierung zu verhindern suchen. Die Russen erklärten der Mandschu-Partei: eine Reform bringt den Chinesen Vorteile, aber den Mandschus nur Schaden. Solche Reden kommen aber nur der den Mandschus inwohnenden natürlichen Abneigung gegen alle Reform entgegen; dies ist ein sehr wichtiger Faktor. Für alle Staaten gilt als ein leitender Gesichtspunkt das Prinzip des politischen Gleichgewichts. Die Folge eines russischen Zusammenschlusses mit der Mandschu-Regierung würde nun sein, dass die letztere nur eine Puppe der russischen sein würde. Dann würde die russische Regierung die wirklichen Vorteile des Verhältnisses geniessen, die Mandschu-Regierung aber nur die Ehre! Letztere wäre in Wahrheit nur eine *Dépendance* der ersteren. Bei solcher Konstellation würde Russland im Osten der Herr im Hause sein, die übrigen Staaten aber

wären nur Fremdlinge. Der Fremdling kann aber gegen den Herrn in dessen eigenem Hause nicht aufkommen. Von einem politischen Gleichgewicht wäre also keine Rede mehr. Eine Reformierung ist nach einer Verbindung der Mandschu-Regierung mit Russland unter solchen Umständen ausgeschlossen. Obwohl die Kaiserin geneigt ist, um Russlands Schutz zu betteln, ist doch unter den Mandschus niemand, der von auswärtigen Dingen etwas verstände Wenn also aus dem Bündnis mit Russland bisher nichts geworden ist, so liegt dies nicht an der Gewalttätigkeit Russlands, sondern an ganz anderen Dingen.

Ob England eine Teilung Chinas wünscht oder nicht, darüber wird hin und her gestritten. Ich meine, dass es entschieden im Interesse Englands liegt, wenn eine solche Teilung nicht erfolgt. Die Engländer sind ein Handelsvolk, und ihr Staat bedarf zu seinem Gedeihen des Gedeihens des Handels, während Störungen des Welthandels ihm nicht gelegen sein können. Wenn nun China intakt bleibt, und in seinen Provinzen Wohlhabenheit herrscht, so wird natürlich auch der Handel blühen. Hiervon wird aber England 80 bis 90 pCt. des Gewinnes ernten. Wird auf der anderen Seite das Reich in einzelne Sphären zerlegt, so bekommt England vielleicht ein Drittel davon. In diesem Drittel aber wird Englands Gewinn nicht viel grösser sein, wenn es ihm gehört, als wenn es China gehört. Die beiden anderen Drittel aber werden anderen gehören, und hier wird England grosse Verluste haben. Ferner: die Russen haben ihr Interesse auf den Norden Chinas gerichtet, und diese Gebiete werden von den alten mongolischen Nomaden-Stämmen bewohnt. Es sind dies kriegerische Völker, deren wilde Horden oft genug in die südlichen Gebiete eingebrochen sind. Wenn die Russen diese Stämme zu einer ausgebildeten Armee umformen, so werden die Engländer am Yangtze nicht zur Ruhe kommen. Ob hier der Vorteil oder Nachteil überwiegt, werden die Engländer selbst feststellen können. Darum liegt es in der Natur der Sache, dass die Engländer keine Teilung wünschen können.

Japan hat für den Fall, dass China geteilt würde, seine Augen auf die Provinz Fukien gerichtet, aber auch nur, wenn es sich durchaus beteiligen muss. Wenn die europäischen Mächte den Osten unterjochen, so wird Japan, das isoliert als asiatisches Reich dasteht, ebenfalls in die Gefahr hineingezogen werden. Dass ihm Liaotung einst entrissen wurde, daran lebt die Erinnerung noch tief in seinem Herzen. Wenn Japans Sinn heute wirklich auf eine Teilung Chinas gerichtet sein sollte, so wäre es von seinem richtigen politischen Gefühle verlassen. Wenn aber England und Japan eine Teilung Chinas nicht wünschen, vielmehr auf eine Reformierung des Landes hoffen, so werden beide auch ein besonderes Interesse an der Durchführung der Reform haben.

England und Japan sind darin in Uebereinstimmung, dass sie China zu stützen suchen. Das ist die Tendenz ihrer Politik. Warum setzt sich diese nun nicht in die Wirklichkeit um? Japan fürchtet, dass zurzeit seine Armee und seine Flotte nicht stark genug sind, es mit Russland und Frankreich aufzunehmen, es will daher noch einige Jahre warten, um dann die Dinge in Ostasien mit Energie nach seinem Willen zu gestalten. Aber Japan wird in seinen Rüstungen mit Russland nicht gleichen Schritt halten können, und die Hilfsquellen des Landes können sich ebenfalls mit denen Russlands nicht messen. Nach einigen Jahren wird also Russland Japan entschieden überlegen sein. Will daher Japan überhaupt den Kampf mit Russland aufnehmen, so muss es dies jetzt tun und nicht erst nach einigen Jahren. Und was hält England zurück? Man sagt wohl, seine militärische Kraft ist mehr als hinreichend, um Russland zu besiegen. Aber so leicht es in einem autokratisch regierten Staate ist, ein bewaffnetes Vorgehen zu unternehmen, so schwer ist es in einem konstitutionell regierten. Und England fürchtet für seinen Reichtum. Das Sprichwort sagt: „Ein reicher Junge setzt sich nicht kreuzweis auf den Stuhl“ (d. h. wer viel zu verlieren hat, riskiert nichts.) Darum ist das leitende Prinzip der englischen Politik: Frieden. Aber

wenn England auch den Frieden in alle Ewigkeit nicht gestört wissen möchte, so lohnt sich doch vielleicht einmal die Frage: Gefallen ihm die Dinge, wie sie heute liegen? Will man heute den Kampf nicht, so wird man ihn in einigen Jahren bestimmt wollen müssen; vermeiden lässt er sich nicht. Später aber wird der ganze Erdkreis in seine Schrecken hineingezogen werden, ist es da nicht besser, man beginnt ihn sogleich und lässt nur dem Osten das Glück davon zuteilwerden? Ausserdem ist es Russland zurzeit schwer, den Kampf aufzunehmen, aus folgenden Gründen:

1. die Sibirische Eisenbahn ist noch nicht vollendet.
2. Port Arthur und Talienwan (Dalnij) sind noch nicht befestigt.
3. Der geheime Vertrag mit der Mandschu-Regierung ist nicht abgeschlossen.
4. Russlands ganzer Organismus ist durch die diesjährige Hungersnot geschwächt, und ohne die Hilfe der Mandschus kann es in Ostasien nichts ausrichten.
5. Deutschlands Freundschaft ist ihm entfremdet.

Wenn Japan unter diesen Umständen Russland jetzt ein entscheidendes Halt gebieten würde, so würde das letztere vermutlich nachgeben. Dazu kommt noch Englands und Amerikas Bundesgenossenschaft. Noch sind Russlands Macht die Flügel nicht ausgewachsen. Aber Japan fürchtet sich, und England hockt ängstlich auf seinen Reichtümern und ist nicht leicht in Bewegung zu bringen. Darum feuert es auch andere unablässig mit leeren Redensarten an, schnell und energisch ans Werk zu gehen, darum hetzt es ständig andere nach vorn, drängt es andere hinein. Ich meine, weder England noch Japan wird sich jetzt auf einen Kampf einlassen, darum ist es zwecklos, die Aussichten eines solchen zu erörtern. Wenn aber jene beiden Staaten weiter nachgeben, so wird Russland im Osten nach Belieben in seiner gewalttätigen Weise schalten, wie Port Arthur und Talienwan (Dalnij) zeigen. Damals haben die besten Kreise Chinas in stürmischer Weise Japan und Russland beschworen, diese

Uebergriffe nicht zuzulassen, aber ausser pathetischen Versicherungen hat man nichts von ihnen gehört. Russland hat dies auch längst vorausgesehen, darum wagt es, uns nach Belieben zu vergewaltigen. Aus der Vergangenheit aber wird es gute Lehren für die Zukunft ziehen und seine Arbeit im Osten fortsetzen. Wozu ist da die Politik des Friedens in Ostasien gut?“

Zum Schluss will ich Ihnen noch einige Sätze aus modernen politischen Schriften anführen, die den vorhin erwähnten chinesischen Universalismus kennzeichnen, und den festen Glauben aussprechen an das Verschwinden aller religiösen Dogmen und an den endgültigen Triumph des Confucianismus als des klarsten Ausdruckes für die einheitliche Gottes-Idee. So heisst es in einer Abhandlung über „Förderung des Wissens“:

„Das Dogma ist die Ordnung menschlicher Verhältnisse, die Religions-Idee (das religiöse Bewusstsein) ist ein Ausdruck der göttlichen Norm. Ihr (sein) Ursprung liegt bei Gott, ihre (seine) Vollendung in der Weltordnung, ihre (seine) Aeusserungsform bei den Menschen. Darum gibt es ein(e) vom göttlichen Willen eingegebene Religions-Idee (religiöses Bewusstsein) und ein von Menschen aufgestelltes Dogma. Die (das) vom göttlichen Willen eingegebene Religions-Idee (religiöse Bewusstsein) ist der ganzen Welt gemeinsam, alle Menschen richten ihre Normen nach ihr (ihm), keine davon bleibt ausserhalb ihres (seines) Bereichs. Die von den Menschen aufgestellten Dogmen wandeln sich im Laufe der Zeit, wie sich der Wechsel der natürlichen Dinge vollzieht, ihre Formen sind schwankend.“

Ferner in einem Regulativ für die neue Hochschule in Hunan:

„Die Lehre des Confucius ist nicht bloss geeignet, einen einzelnen Staat zu lenken, sondern die ganze Erde zu regieren. Darum heisst es: Ozeangleich ist sie über China hingeströmt, bis zu den Barbaren des Südens ist sie hingedrungen. Ueberall, wo menschliches Leben sich regt, ehrt und schätzt man

sie. Einst wird der Tag kommen, da alle Lebenden der Weisheit teilhaftig werden, überall wird ihr gewaltiger Wiederhall erklingen, und man wird sich bemühen, die Lehre des Confucius vom Weltfrieden und von der Welteinheit allen Ländern der Erde zu verkünden; denn das eben ist der Weisheit letzter Schluss.“

Aehnlich in der Abhandlung eines Anonymus über Religionsgemeinschaften:

„Auch unter den dogmatischen Systemen der Welt gibt es ein Blühen und Verfallen, ein Gedeihen und Ersterben, sie folgen dem Schicksal aller menschlichen Dinge; im Wechsel der Zeiten verkümmern sie und wachsen neu. Nach einigen weiteren Jahrtausenden wird es keinen Katholizismus und keinen Protestantismus mehr geben, man wird nicht einmal ihren Begriff mehr kennen. Die Träger der Religionsidee sind die Menschen, und die Menschen werden von der Religionsidee erhalten. Solange es Menschen gibt, wird auch die Religionsidee nicht verschwinden, ausserhalb ihres Bereiches wird niemand stehen. Die Religionsidee selbst aber ist eine geschlossene Einheit; nach Jahrhunderten oder Jahrtausenden werden alle dogmatischen Systeme zu einer Einheit verschmolzen sein, nämlich zu der Religionsidee. Das wird die grosse Welteinheit sein.“

Endlich in einem von Tsên chun-süan, dem Generalgouverneur von Canton, verfassten Aufsätze über den confucianischen Lehrbegriff:

„Confucius wurde geboren, um die Idee des Weltfriedens für alle Länder des Erdballs zu offenbaren, um zu zeigen, dass das Ferne und Nahe, das Grosse und Kleine eine grosse Einheit bilden sollen. Die ganze Menschheit wird sich in Confucius zusammenfinden, er wird der leitende Punkt ihrer Gedankenrichtung sein, beständig wird er vor ihren Augen stehen. Die ihm nicht folgen, werden einen Frevel gegen das Heilige begehen; wo immer das Leben sich regt, wird man ihn schätzen und ehren.“ —

Meine Ausführungen, so knapp sie notwendigerweise sein mussten, haben Ihnen gezeigt, dass in dem geistigen Leben des [heutigen China neben der Erkenntnis von der Unhaltbarkeit des gegenwärtigen Zustandes das Bestreben stärker wird, im Interesse der Selbsterhaltung den Anforderungen der Neuzeit gerecht zu werden, ohne die Ideale des Altertums zu verleugnen, d. h. für den alten chinesischen Geist moderne Formen zu finden. Wir wollen hier die Frage nicht erörtern, inwieweit und ob überhaupt diese Aufgabe lösbar ist, in jedem Falle sind selbst die Versuche einer Lösung so schwierig, ihre Folgen so schwer zu übersehen, dass uns das unsichere Tasten des heutigen Chinesentums schon deshalb verständlicher sein sollte. Ein Volk, das der Sturm der Gegenwart allzu rücksichtslos von seiner Vergangenheit losreißen will, dem die alten Ideale zerschlagen werden, ehe die neuen lebensfähig sind, gerät in Gefahr, dem Chaos zuzutreiben und seine sittlichen und wirtschaftlichen Kräfte zu verlieren. Vielleicht drängt sich Ihnen der Gedanke auf, dass es sich zwar hier um ein interessantes völkerpsychologisches Problem handeln mag, dass aber eine reale Bedeutung für uns dabei nicht ersichtlich ist. Ich glaube, dass eine solche doch auch vorhanden ist. Ein tiefer Spalt klafft zwischen der Welt des Westens und des Ostens; wirtschaftliche Fäden zieht der Handel hinüber und herüber, aber ihn geistig auszufüllen, haben die letzten Jahrzehnte wenig getan. Ein deutscher Gelehrter schrieb im vorigen Jahre in einer grossen Zeitung: „Nie wird für uns, wie den Hindus gegenüber, irgend ein sympathisches Gefühl aufkommen, wenn es sich um eine persönliche Fühlung mit den Chinesen handelt. So wichtig und einträglich unsere Handelsbeziehungen dort sein mögen, so manche Ausbeute uns speziell noch unsere dortigen Schutzgebiete versprechen, so fremdartig wird uns stets China, gleichsam als wissenschaftliches Studienobjekt, entgegentreten.“ Das ist eine traurige Prognose für die Zukunft. Ich glaube aber, dass wir unser Urteil doch nicht allzusehr unter den Einfluss des heutigen Tages stellen dürfen: für die An-

näherung zweier seit Jahrtausenden getrennten Welten bedarf es eines ganz anderen Zeitraumes als einiger Jahrzehnte und eines erheblich grösseren Masses von Wissen und Verständnis auf beiden Seiten als heute vorhanden sind. Mit dieser Erkenntnis aber sehen wir uns zugleich der grossen Aufgabe des Europäertums gegenübergestellt. Wir haben ein gewichtiges Interesse daran, dass der Spalt, von dem ich sprach, nicht breiter, sondern schmaler wird, die wirtschaftlichen Fäden, die ihn überspannen, könnten sonst reissen, denn — das sollten wir wohl bedenken — in China sind heute auf die Dauer die wirtschaftlichen Beziehungen von den geistigen nicht zu trennen. Diese Wahrheit ist in ihrer ganzen Bedeutung anfänglich nur von einem Volke erkannt worden, nämlich den Japanern. Wie ich vorhin schon erwähnte, haben die Japaner seit 1895 sich systematisch und mit grosser Energie bemüht, Einfluss auf die Umformung des geistigen Lebens in China zu gewinnen, und mit allen Kräften sind sie bestrebt gewesen, sich zu diesem Zwecke vor allem des Unterrichts zu bemächtigen.*) Die Erfolge sind nicht ausgeblieben: in derselben Masse, wie das gebildete Chinesentum mit japanischen Ideen erfüllt, wie ihm die Welt, und das Europäertum insbesondere, in japanischem Lichte gezeigt wurde, in derselben Masse wuchsen die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen beiden Ländern. Dass dieses Verhältnis aber nicht dazu beigetragen hat, jenen klaffenden Spalt schmaler zu machen, brauche ich wohl kaum hervorzuheben. In zwölfter Stunde scheint man sich auf europäischer Seite der Gefahr bewusst zu werden. In Shanghai besteht unter dem Namen „Society for the Diffusion of Christian and General Knowledge among the Chinese“ eine Gesellschaft zur Einführung westlichen Wissens in China. Sie wird in ausschliesslich anglo-amerikanischem Sinne geleitet. Auf der jährlichen Generalversammlung im letzten Dezember sagte der Schanghai-Vor-

*) Vergl. meinen Aufsatz „Japans asiatische Bestrebungen“ im August-Heft der „Deutschen Rundschau“ von 1903.

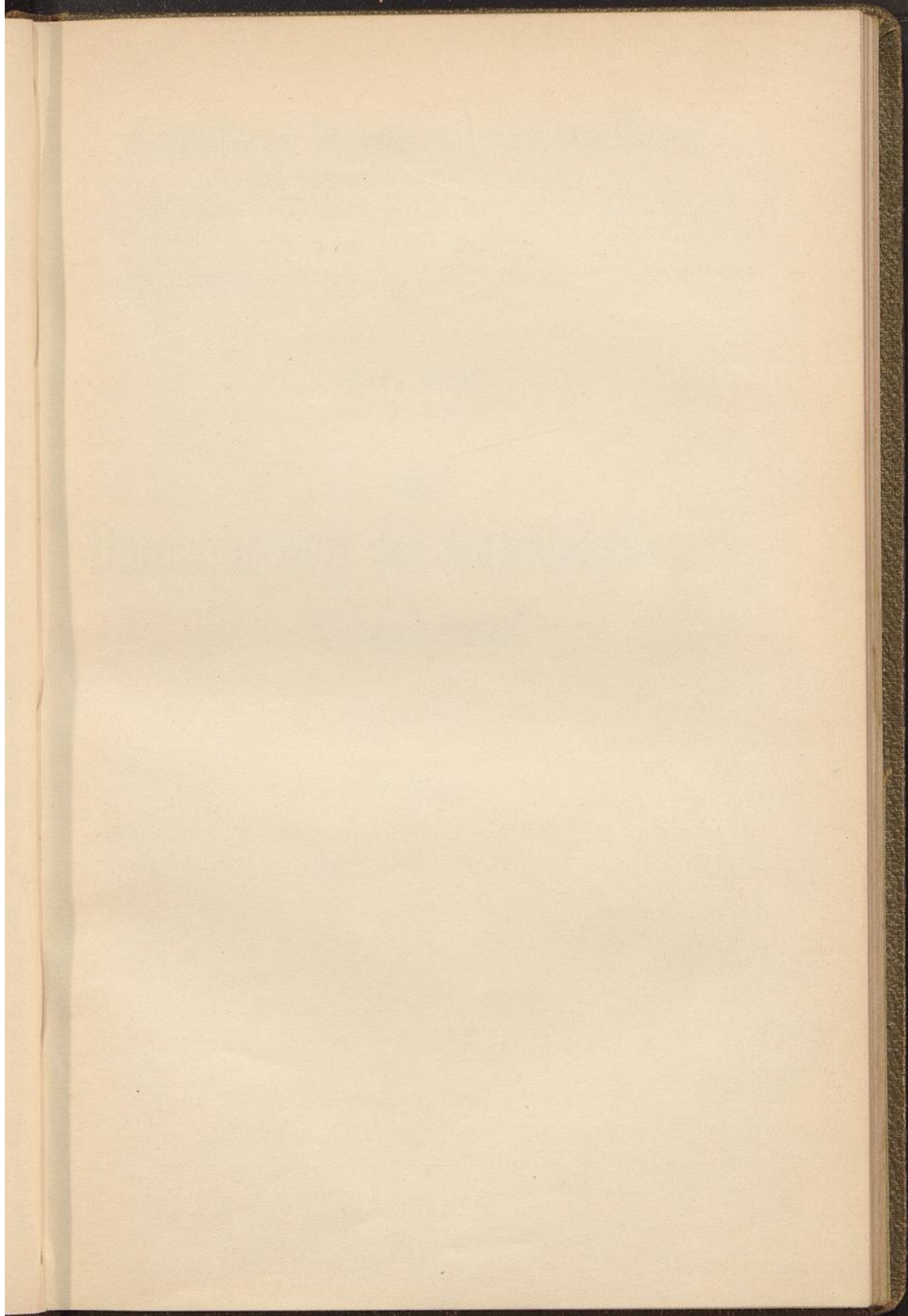
sitzende, ein englischer Bankdirektor, also doch ein Mann des praktischen Lebens, mit Bezug auf die japanischen Bestrebungen unter anderem folgendes: „Wir sehen uns jetzt einer Erscheinung gegenüber, die nichts geringeres ist als eine japanische Invasion Chinas; nicht eine Invasion mit dem Schwerte, sondern mit der Feder, wer aber will sagen, welches die bedeutungsvollere ist? China ist jetzt intellektuell so wenig wie physisch imstande, einen Angriff von aussen abzuwehren; eine Eroberung auf geistigem Gebiete aber dürfte politische Folgen mit sich bringen, die ernster und weitreichender sind als irgend ein materieller Sieg. Der Kampf hat begonnen. In den Schulen und Universitäten Chinas, in der Armee und der Polizei, ja sogar in den Tempeln sind die Sendlinge Japans an der Arbeit usw.“ Eine englisch-amerikanische Gegenbewegung ist also in China im Gange, aber dem Wesen derselben besondere Sympathien entgegenzubringen, haben wir Deutsche wenig Veranlassung. Wir alle wissen, wie man in England Geschichte schreibt, und diese „Geschichtschreibung“ ist es, die man den Chinesen zu übermitteln sich bemüht. Das Kulturzentrum der occidentalen Welt ist danach England, Englisch die Sprache des Westens. Deutschland spielt in der chinesisch geschriebenen anglo-amerikanischen Literatur, soweit es als vorhanden angesehen wird, eine Rolle, die für uns wenig schmeichelhaftes hat. Deutsche Wissenschaft existiert überhaupt nicht.

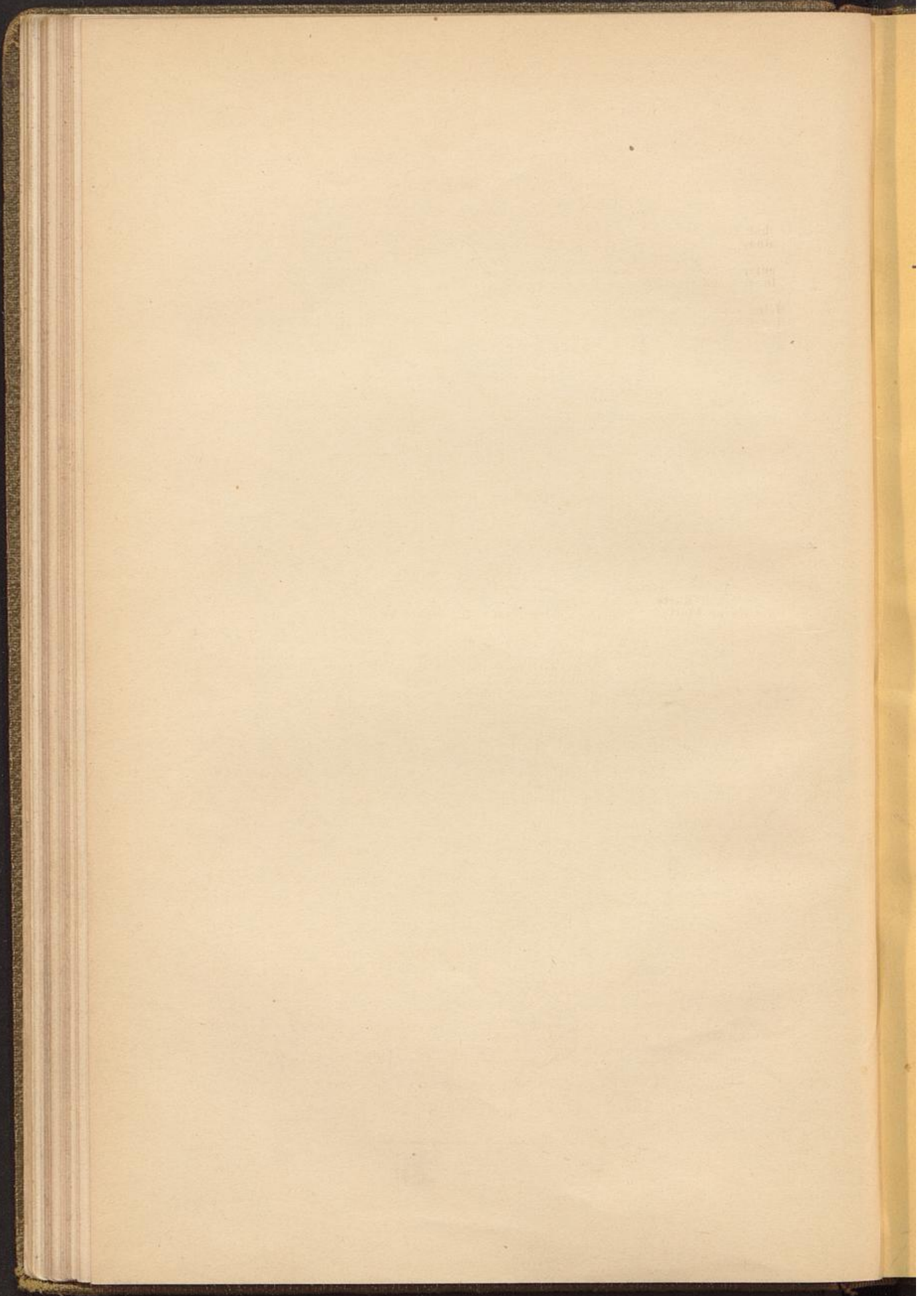
Deutschland ist nicht ohne Schuld an diesem Zustande. Unkenntnis und Gleichgültigkeit haben uns wie andere bisher daran verhindert, auf die geistigen Strömungen des heutigen China einen bewussten Einfluss zu üben. Und doch ziemt es den Deutschen am wenigsten, bei dem grossen kulturhistorischen Prozess, von dem ich am Anfang sprach, teilnamlos beiseite zu stehen. Es ist kein Zweifel, dass China heute von der Notwendigkeit überzeugt ist, vom Occident lernen zu müssen, um sich in die universale Kulturwelt einfügen zu können. Deutschland aber, dessen Sprache, wie

vor wenig Wochen ein englisches Blatt — es war die „Morning Post“ — schrieb, „den Schlüssel, und zwar den einzigen Schlüssel zur Hälfte des Kulturlebens und der Gedankenwelt des modernen Europas bildet“, Deutschland, das über einen unermesslichen Schatz von geistigen und idealen Kräften verfügt, Deutschland hat am wenigsten ein Recht dazu, dem grossen, orientalischen Volke, das, ratlos und unsicher, nach Belehrung sucht, gleichgültig den Rücken zu kehren oder gar sich zu weigern, ihm von seinen geistigen Reichtümern abzugeben. Ganz abgesehen von der wirtschaftlichen Bedeutung der Frage, die ich vorhin andeutete, abgesehen auch von der Notwendigkeit, alles zu tun, was an uns ist, um einer Vertiefung des unheilvollen Rassenhasses entgegenzuarbeiten, ist es für Deutschland auch eine nationale Pflicht, sich bei der Lösung der grossen Kulturaufgabe nicht von anderen mit Recht als einen belanglosen Faktor hinstellen zu lassen. Bis in die Neuzeit hinein war das eigentliche Arbeitsfeld der deutschen Wissenschaft, soweit sie nicht in fremden Diensten stand, das Studierzimmer, das nötige Rohmaterial lieferten andere europäische Nationen, dafür wurden ihnen die wissenschaftlichen Resultate zur Verbreitung und Nutzbarmachung überlassen. Diese Zeiten sind vorbei. Wir arbeiten jetzt für eigene Rechnung und brauchen keine Vermittlung mehr; wir sind stark genug, auch in einer fernen Welt unseren Weg allein zu finden. Umsomehr' aber haben wir die Pflicht, uns mit der chinesischen Unterrichtsfrage in Zukunft in ganz anderer Weise zu befassen als bisher, wobei ich von einer religiösen Propaganda vollständig absehe. Und zwar {werden wir einerseits für die Entsendung zahlreicher geeigneter deutscher Lehrkräfte nach China Sorge tragen müssen, andererseits aber die Heranziehung chinesischer Studenten nach Deutschland zu fördern haben, wo sie — und das ist besonders wichtig — unter sorgfältiger Leitung in deutsches Wissen und deutsche Weltanschauung eingeführt werden. Eine solche Aufgabe legt uns keine grossen finanziellen Opfer auf und wird ausserdem vermutlich

in China bald Unterstützung finden. Anfängliche Misserfolge dürfen uns dabei nicht entmutigen. Lassen Sie uns also hoffen, dass unter den in China eingeführten deutschen Produkten bald zwei Dinge genannt werden, die unsere edelsten Erzeugnisse sind und die bisher gefehlt haben, nämlich deutsche Sprache und deutsche Gedanken.



ist China seit Jahrhunderten schon ein wichtiger Handelspartner
 Deutschlands und dabei nicht einseitig, sondern für uns als
 Käufer, das unter den Chinesen eigentümlich entwickelten
 Produkte sind, was ihnen gewohnt werden, die unsere
 meisten Exportsachen sind und die bisher gar nicht
 nach Deutschland für die deutsche Sprache





Abteilung Berlin-Charlottenburg

der Deutschen Kolonial-Gesellschaft.

— Verhandlungen 1903/04. —

Band VIII. Heft 2.



Emil Wolff,
Gerichtsassessor

Die
Durchquerung der Gazellehalbinsel,
Bismarckarchipel.



Vortrag,
gehalten in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen
Kolonial-Gesellschaft.



Berlin 1904.
Verlag von Dietrich Reimer
(Ernst Vohsen).

Der Vorstand der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft setzt sich zusammen aus den Herren:

Der I. Vorsitzende: Prinz von Arenberg, M. d. R. u. d. A.-H.

Der stellvertretende Vorsitzende: Kontre-Admiral z. D. Strauch.

Der II. stellvertretende Vorsitzende: Generalleutnant von Kettler.

Der Schriftführer: Emil Selberg.

Der stellvertretende Schriftführer: Konsul Wallich.

Der Schatzmeister: Arthur Schmidt-Lorenzen.

von Bitter, Wirkl. Geh. Rat, Oberpräsident a. D.

Bormann, Geh. Ober-Reg.-Rat z. D.

Fritz Friedländer, Geheimer Kommerzienrat.

Dr. Hammacher.

Imberg, Rechtsanwalt.

G. Kollm, Hauptmann a. D.

Kraetke, Staatssekretär des Reichspostamtes.

Jul. Pintsch, Kommerzienrat.

Riecken, Bank-Direktor.

Dr. Schön, Regierungs-Rat.

Simons, Major z. D.

W. Staudt, Konsul.

Stücklen, Fabrikbesitzer.

Valois, Vize-Admiral z. D.

Ernst Vohsen, Konsul a. D.

Zur Erwerbung der Mitgliedschaft der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft wolle man sich an den Schriftführer Herrn Emil Selberg, Berlin NW. 40, Roonstr. 9, wenden, der das Weitere veranlasst.

Der Jahresbeitrag beträgt minimal M. 9.—.

Sämtliche Mitglieder erhalten die 52 mal im Jahre erscheinende Deutsche Kolonialzeitung und haben das Recht zur Teilnahme an allen Vorträgen und Veranstaltungen der Abteilung.



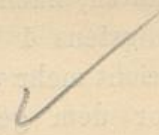
21

Die
Durchquerung der Gazellehalbinsel,
Bismarckarchipel.

Vortrag

von

Emil Wolff,
Gerichtsassessor.



57/1018

Der nachstehende Vortrag von Herrn Gerichtsassessor Wolff wurde am 7. März 1904 in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonialgesellschaft gehalten.

Meine Damen und Herren!

Begleiten Sie mich, bitte, für eine kurze Weile in eine andere Welt. Folgen Sie mir im raschen Gedankenfluge bis zu den fernen, immergrünen Gestaden der Südsee, zu der noch immer unbezwungenen, undurchquerten Insel Neuguinea mit ihren lieblichen Buchten und Eilanden, ihren stolzen Bergen, die sich im tiefblauen Meere widerspiegeln. Landen Sie mit mir zunächst in Friedrich-Wilhelmshafen, in Kaiser Wilhelmsland. Nach kurzem Händedruck mit den alten Bekannten, nach flüchtigem Austausch der Neuigkeiten — seit wenigstens 4 Wochen haben die dortigen Europäer keine Nachricht mehr von der Aussenwelt erhalten — flüchten wir uns vor dem geschäftigen Lärm, dem Schreien der Arbeiter, dem Rasseln der Kette des Hebebaumes. Ein bekannter Tamul rudert uns auf schwankem Kanoe in sein Dorf. Wir landen auf der Insel Rargetta, auf der wir schon bei der Einfahrt in den Hafen Eingeborensiedlungen wahrgenommen haben. Hier empfängt uns der alte Häuptling Malbag, der uns in das grosse Fremdenhaus geleitet. Er sorgt für unsere Bewirtung: Trinkkokusnüsse, Papayas, Bananen und dergl. Wir bewundern die geschnitzten Pfosten, die grossen Trommeln, die Jagd- und Siegestrophäen. Nachdem wir das Gelöbnis ewigen Schweigens gegeben, zeigt uns der verschmitzte Tamul wohl auch noch die im Geisterhause ängstlich verwahrten heiligen Bambusflöten; sie künden bei den

etwa alle fünf Jahre stattfindenden Beschneidungsfesten, zu denen sich die Eingeborenen von weither zu festlichen Schmausereien vereinen, den allgemeinen Frieden. Im Gegensatz zu den wilden kriegerischen Archipelbewohnern ein gutgeartetes, friedliches Völkchen, der Archipel der zufriedenen Menschen, wie ihn der erste Erforscher, der verdiente Maclai, benannt hat.

Doch die Sonne steht tief am Himmel und bevor sie untergeht und die fieberbringende Anophelesmücke ihre Mangrovesümpfe verlässt, muss der Dampfer aus dem Hafen sein. So wunderbar herrlich dies Plätzchen, so gefährlich ist sein Klima. Doch auf unserem Dampfer auf hoher See sind wir sicher vor der Anopheles und vor Fieber. Wir halten Kurs gen Nordost, an der Nordküste der langgestreckten Neupommerninsel entlang. Vorbei führt uns der Dampfer an den sogenannten französischen Inseln, von deren grösster neulich der Telegraph die Schreckenskunde von der Ermordung zweier Europäer und zweier Chinesen durch die Eingeborenen brachte. Weiter geht es die Nordküste der Gazellehalbinsel entlang, vorbei an den hohen, mit dichtem Urwald bestandenen Bainingbergen, die nordwärts in das kleine, dichtbewohnte Felseiland Massikonapuka auslaufen. Hinter diesem springt das Meer tief in das Land hinein, eine weite, nach Nordwesten offene Bucht bildend, von den Eingeborenen Ataliklikun — das kleine Meer — genannt. Diese Bucht wird im Hintergrunde durch eine breite, ziemlich flache, mit Urwald dicht bestandene Ebene umschlossen, die sich quer über die Gazellehalbinsel, den nördlichen Teil Neu-Pommerns, von der Westküste bis zur Ostküste hinzieht, und auf beiden Seiten wasserreiche und mit dem Boot befahrbare Flüsse zum Meere sendet. Aus dieser Ebene erhebt sich, einsam emporragend, der Varzin, bei den Eingeborenen Vunakorkor genannt, ein erloschener Krater. Dieser Bergstock bildet, auch den von Norden, Neu-Mecklenburg, herkommenden Schiffen weithin sichtbar, dem Landeskundigen eine sichere Anseglungsmarke, er ist der charakteristische Mittelpunkt der Gazellehalbinsel. Seine steilen

Hänge werden von tiefen Schluchten zerklüftet, an seinem Fusse ziehen sich fruchtbare Täler hin, bald von Urwald, bald von „kunai“, dem mannshohen, schilfartigen Grase, bestanden; hier und dort werden Hütten und Pflanzungen der Eingeborenen sichtbar, wo die hellgrünen Wedel der Kokusnussbäume aus den Laubkronen emporragen. Das ganze Gelände um den Varzin herum wird von zahlreichen, oft Hunderte von Metern tief in den weichen Aschenboden jäh eingeschnittenen Wasserläufen durchbrochen. In der Tat, es ist kein Zufall, dass die wenigen Sagen und religiösen Vorstellungen der Eingeborenen, die für romantische Szenerien durchaus nicht unempfänglich sind, an diese Gegend anknüpfen: hierher sollen die Geister der Verstorbenen, wenn bei ihrem Tode genügend Muschelgeld ausgeteilt worden ist, von dem fern in Neu-Mecklenburg gelegenen Ort der Seelen zurückkehren dürfen; bis hierher wollte einst der Geist der Vernichtung das Meer seine Wogen wälzen lassen, bis der Geist des Lebens die jetzige Grenze setzte.

Um diesen, die Gazellehalbinsel beherrschenden Bergstock herum, als der natürlichen Landesfeste, haben sich die Kämpfe der wilden, kampfestrutzigen Eingeborenen vorzugsweise abgespielt; um ihn herum liegen die Wohnsitze der Völker, die in den letzten Jahrzehnten miteinander um den Besitz der Gazellehalbinsel gerungen haben. Der Norden und Osten ist von dem kurzweg „Neu-Pommern“ bezeichneten Volksstamm besetzt, der den gesamten Nordrand der Gazellehalbinsel von dem vorhin erwähnten Massikonapuka bis zum Warangoi inne hat. Bis in die letzte Zeit immer mehr vom Bergmassiv ab nach Südwesten gedrängt, sitzt das kleine Taulilvolk, in Sprache und Sitte von den Neu-Pommern, ihren gehassten Gegnern, völlig verschieden. Die Butangleute, die sich ehemals südwärts an das Taulilvolk lehnten, sind in den erbitterten Kämpfen mit den anderen Eingeborenen aufgerieben und haben sich mit den Taulil verschmolzen. Von Süden her in die Gazellehalbinsel eingedrungen, schieben sich die kriegerischen, fast noch unbekanntenen Kaktaileute

langsam gegen den Varzin vor; im Gegensatz zu den andern genannten Völkerschaften wohnen sie nicht in Gehöften, sondern in geschlossenen, mit hohen Pallisadenzäunen umgebenen Dörfern.

Von allen diesen Völkern der Gazellehalbinsel sind bisher nur die Neu-Pommern mit den Europäern in nähere Berührung getreten; auch hier hatte sich die Berührung bis in die letzten Jahre nur auf die in der Nähe der Küste wohnenden Stämme erstreckt; erst in letzter Zeit hat sich mit der Unterwerfung der Varzinstämme und der Anlegung der Polizeistation Toma am Fuss des Varzinkegels dieser Sachverhalt geändert.

Die Neu-Pommern zerfallen in einzelne, politisch lose in sich zusammenhängende Landschaften. Jede von ihnen mag etwa 10 bis 25 Quadratkilometer Fläche und zwischen 400 bis 1000 Bewohner zählen. In diesen Landschaften steht den Geschlechtshäuptern — meistens zweien — die Häuptlingsgewalt zu. Jedoch hängt die Macht des einzelnen vorzugsweise von seiner Persönlichkeit und seinem Reichtum ab. Alle wichtigeren Sachen werden in der Versammlung der Männer beraten und beschlossen.

Die Eingeborenen aus verschiedenen Landschaften stehen sich grundsätzlich als Feinde gegenüber. Ra ebar, Rebar heisst in der Neupommersprache sowohl der Fremde als der Feind, ebenso wie ja auch bei unsern Vorfahren; ist doch auch im Lateinischen hospes-Stamm: hospit der Gastfreund, und hostis der Feind, derselben Wortwurzel entsprungen, zu der übrigens wohl auch unser Wort „Gast“ gehört. Dennoch fehlt es dem Neu-Pommernvolk nicht an jedem inneren Zusammenhange, auch abgesehen von der Gemeinsamkeit der Sprache und Sitte. Trotz aller Feindseligkeit findet nämlich zwischen den einzelnen Landschaften, wenigstens in normalen Zeiten, ein geregelter Marktverkehr nach festem Herkommen an bestimmter Stelle statt. Auch schliessen sich herkömmlicherweise mehrere Landschaften zum Schutz und Trutz gegen volks- und sprachfremde Nach-

barn zusammen; so stehen insbesondere die Varzinlandschaften als der vorgeschobenste Teil des Neu-Pommernvolkes seit alter Zeit in enger Waffenbrüderschaft zusammen im Kampfe gegen Taulil- und Kakteileute. Den festesten inneren Zusammenhang gibt dem Volke aber der Dukdukkult und der Injettbund. Der Dukduk ist eine Person in vogelähnlicher Maske, die den Stammvater der Eingeborenen darstellt. Sie erscheint in einem Kanoe, angeblich aus der andern Welt und ihren Zug durch die Lande begleiten wilde, ausschweifende Feste und Tänze. Unter ihrer Maske straft sie die missliebigen Mächtigen, tötet deren Schweine, wenn sie in fremde Pflanzungen eingebrochen sind und treibt möglichst viel Muschelgeld ein. Aelter und fester in sich geschlossen, deshalb von grösserem dauerndem Einfluss und auch politisch nicht ungefährlich, ist der Bund der Injettleute. Dieser Bund hat seinen Hauptsitz am Varzin, seine Anhänger sind jedoch über das ganze Land hin verstreut. Seine Mitglieder müssen sich des Schweine- und des Känguruhfleisches enthalten. Die Anhänger sammeln sich besonders in den wundervollen Vollmondnächten an bestimmten, andern Menschen verwehrt Stätten, den Maravuts. Hier feiern sie wilde Orgien. Früher spielten bei diesen Festen kleine Steinfiguren eine Rolle, die aber jetzt fast allenthalben der Sammelwut der Europäer zum Opfer gefallen sind.

Auf der Zusammenkunft der Injettleute der Varzinstämme auf dem Injettplatze in Vivinen am Varzin war es auch, wo in der Vollmondnacht vom 26. zum 27. März 1902 von den Varzinstämmen der Kampf gegen die verhassten weissen Fremdlinge beschlossen wurde, ein Beschluss, der dann am 3. April 1902 in dem plötzlichen Ueberfall der Wolffschen Pflanzung in Papatatava seinen ersten blutigen Ausdruck fand.

Es kamen schwere Tage für die junge Kolonie! Die Eingeborenen machten aus ihrem Hass gegen die Europäer und ihren Sympathien für die Aufständischen kein Hehl. Ueberall fürchtete man eine allgemeine Eingeborenenerhebung.

Jedoch auch hier fehlte es den Eingeborenen an Entschlußfähigkeit und Organisation. Durch rasche Schläge wurden die Papatava-Eingeborenen bereits am 18. April — also innerhalb von 14 Tagen — zur Unterwerfung gezwungen und das Unheil ging glücklich vorüber. Mitte Juni fiel im mannhaften Kampfe der Führer der ganzen Bewegung, der Häuptling to Vagira von Tomainiriggi, der fanatische Gegner der Weissen, der geschworen hatte, nicht rasten zu wollen, bis der letzte Europäer den Strand verlassen haben würde.

Die Varzinstämme waren unterworfen und zum erstenmal stand der Weg von Herbertshöhe aus in die Gazellehalbinsel offen. Vom Varzingipfel aus schaute man über eine dichtbewaldete Ebene, die nach Südwesten zu von den Bainingbergen begrenzt wurde. Eine deutlich sichtbare Scharte konnte nur in das Tal des Toriu führen, jenes wasserreichen Flusses, der in die „Offene Bucht“ mündet. Hier stand vereinsamt ein von der katholischen Mission angelegtes Holzsägewerk.

Ueber diese Frage, sowie über die Beschaffenheit jener zu Pflanzungszwecken anscheinend so geeigneten Ebene und über den Charakter ihrer Bewohner konnte nur eine Durchquerung der Gazellehalbinsel Aufschluss bringen. Nach trockenen Tagen aufsteigender Rauch zeigte, dass diese Gegend stellenweise bewohnt und angebaut war. Ueber Charakter und Sprache dieser Eingeborenen war jedoch nichts bekannt: Die Taulileingeborenen gaben an, es seien wilde, sprachfremde, mit ihnen seit jeher im Rassenkampf lebende Stämme.

Gerade damals schien eine selten günstige Gelegenheit zur Durchquerung. Die „Möwe“ war mit der Vermessung der Küste der „Offenen Bai“ beschäftigt und ihre Vermessungskommandos waren weithin am Strande verteilt.

Ich war entschlossen, die Durchquerung zu wagen.

Bei der Ausrüstung kam folgendes in Betracht:

Das Gelände war voraussichtlich stellenweise ausserordentlich schwierig und die Bevölkerung feindlich. Die Entfernung vom Varzin bis zur Toriumündung war nach der

Karte auf etwa 40 Kilometer Luftlinie zu schätzen; es lag damals lediglich die Gesamtkarte des Archipels vor, noch keine Einzelkarte. — Da wir darauf gefasst sein mussten, uns unsern Weg mit dem Kompass in der Hand über Berg und Tal durch das Gebirge mit dem Buschmesser zu bahnen, so machte ich mich auf fünf Tagemärsche gefasst, — es sind nachher allerdings 10 geworden.

Mit Rücksicht auf das Gelände und die Bevölkerung verbot sich eine grössere Belastung des einzelnen Mannes von selbst. Man durfte auch damit rechnen, dass man Lebensmittel im Lande selbst würde eintauschen können. Der einzelne Polizeijunge erhielt also vierzig Patronen und für vier Tage Lebensmittel.

Ausserdem musste für uns zwei Europäer — dem Polizeimeister der Station am Varzin, Costantini und mich — ein Zelt, je ein Feldbett, eine Feldmenage sowie Lebensmittel auf vier Tage mitgenommen werden. Schliesslich nahm ich noch einige Raketen mit, die einmal dazu dienen sollten, etwaige feindliche Eingeborene unblutig zu schrecken, dann aber auch dazu, an die Küste gelangt, der „Möwe“ Signale zu geben.

So setzten wir uns denn am 22. August in Bewegung: zwei Europäer, 30 Polizeijungen und zwanzig Eingeborene aus Paparatava und Tomainiriggi als Träger. Die Varzinlandschaften Tamanamambu und Weiriggi hatten trotz Geheiss keine Träger gestellt. So mussten einige der Polizeijungen als Träger eintreten, bis wir nachher in Taulil noch einige Träger requirieren konnten.

Gegen drei Uhr nachmittags trafen wir unbemerkt vor dem Hauptort der Taulil-Eingeborenen, Palakukur, ein. Seitdem wir hier die Eingeborenen Ende April beim Menschenfleischschmause überrascht hatten, hatte kein Fremder diesen Ort mehr betreten. Wir liessen uns durch den Taulilleuten befreundete Eingeborene aus Tomainiriggi anmelden. Die Taulil-Eingeborenen empfingen uns friedlich, wenn auch voller Misstrauen.

Dies kleine Bergvolk hat, wie bereits vorhin erwähnt, in den letzten Jahrzehnten einen harten Kampf um sein Dasein führen müssen. Im Rassenkampfe mit den Varzinstämmen, die von den weissen Händlern Gewehre bezogen hatten, mussten sie einen Platz nach dem andern räumen, so Bitalovo, Tabala und Tamagaragara, das sie mit hohen Pallisadenzäunen umgeben und lange Jahre in blutigen Kämpfen verteidigt hatten. Das ganze Völkchen ist nunmehr in die Dorfschaft Palakukur zusammengezogen. Der Friede und die neue Ordnung, die nunmehr durch den starken Arm des Gouvernements auch am Varzin geschaffen sind, wird deshalb wenigstens von diesem kleinen Völkchen mit aufrichtiger Freude begrüsst. Hierdurch allein können sie hoffen, von der Fortsetzung des ungleichen Kampfes bewahrt zu bleiben. In ihrem Gegensatze zu den mächtigen Varzinstämmen sind sie die natürlichen Bundesgenossen des Gouvernements am Varzin. Noch halten sie fest an ererbter Sprache und Sitte. Leider ist von beiden fast noch nichts bekannt. Und sie werden wohl verschwinden, ehe es möglich sein wird, sie zu sammeln. In wenigen Jahrzehnten werden sie in dem Neu-Pommernvolke aufgegangen sein. Schon jetzt ist unter ihnen die Neu-Pommernsprache allgemein bekannt, ebenso haben sie das Muschelgeld von diesen übernommen.

Es war ein vergnüglicher Abend unter dieser, anscheinend so harmlosen, friedlichen, laut bewegten Bevölkerung. Fast konnte man es vergessen, dass drei Doppelposten um das Europäerzelt standen und dass jeder Mann sein Gewehr zur Hand hatte. Zu der allgemein gehobenen Stimmung meiner Leute trug vor allem der Umstand bei, dass sie zu einem ihrer Lieblingsgerichte kamen: es wimmelt in Taulil von sogenannten „fliegenden Hunden“, jenem fledermausähnlichem Nachttier. Sie werden von den Taulil-Eingeborenen — wohl aus religiösen Bedenken — verschmäht, bilden aber sonst für die Eingeborenen, mit Kokosnussmilch und Salat hergerichtet, eine der begehrtesten Speisen.

Als wir den Taulilleuten erzählten, dass wir südwest-

wärts über die Berge bis an das grosse Wasser wollten, schüttelten sie bedenklich die Köpfe.

Am nächsten Morgen liessen sich jedoch einige von ihnen unschwer bewegen, als Träger und Führer dem Zug sich anzuschliessen, halb aus Neugierde, halb aus der diesem kühnen Buschvolk eingeborenen Abenteuerlust. Wir folgten einem sich allmählich im Busch verlaufenden Pfade; dann ging es, mit dem Buschmesser in der Hand, dem Kompass nach, in den Urwald hinein. Die Formation hatte sich geändert. Die vulkanische Asche, die uns bisher von der Blanchebucht an begleitet hatte, war verschwunden. An ihre Stelle war intensiv rot gefärbter Lehm getreten, der mit einer dicken Humusschicht bedeckt war. Das Gelände war leicht gewellt, von munteren Bergbächen durchzogen. Obwohl Tausende von Eingeborenen hier ihren Unterhalt hätten finden können, fehlte es an jeder Spur eines menschlichen Wesens; es war der breite Urwaldstreifen, der sich zwischen den sprach- und stammesfremden Taulil- und Kaktaileuten hinzog, gerade so wie Tacitus es vom alten Germanien erwähnt.

Unter dem dichten Laubdach des Urwaldes dunkelte es bald und so mussten wir bereits um vier Uhr auf einer kleinen Anhöhe das Zelt aufschlagen. Eine Nacht im Urwalde war meinen Leuten nichts neues. Unter geschickter Ausnutzung des Geländes machten sie es sich unter rasch hergestellten regendichten Laubdächern bequem. Mit Tagesanbruch ging es weiter. Nach anderthalb Stunden passierten wir einen etwa 20 m breiten und an der tiefsten Stelle etwa $1\frac{1}{2}$ m tiefen Bergbach; bald dahinter stiessen wir auf einen Pfad. Diesem folgend sahen wir nach etwa einer weiteren Stunde von einem Hügel aus, durch die Baumwipfel hindurch über Eingeborenenpflanzungen hinweg eine ganz fremdartige Dorfanlage. Nach weiteren anderthalb Stunden traten wir aus dem Urwald auf eine Eingeborenen-Taropflanzung. Zwei Eingeborene waren eifrig in der Pflanzung beschäftigt und hatten unser Herankommen nicht bemerkt. Den Taulil-

leuten gelang es, sich auf die beiden Leute zu stürzen und sie durch stürmische Umarmungen und andere Liebkosungen am Weglaufen zu verhindern. Es war schwer, den verschüchterten Leuten, die wohl nie in ihrem Leben einen Fremden, geschweige denn einen Europäer gesehen, klar zu machen, dass wir in durchaus friedlicher Absicht kämen. Es stellte sich jedoch heraus, dass einer von den Taulil-Eingeborenen etwas von ihrer Sprache verstand — ob er in der Jugend dorthier geraubt war oder woher er sonst diese Kenntnis hatte, da wie gesagt, zwischen den Taulil- und den Kaktaileuten irgend eine friedliche Berührung schwerlich statt hat, konnte ich nicht ermitteln.

Durch Zureden und einige kleine Geschenke wurden denn die beiden Leute allmählich etwas zutraulicher und erklärten sich schliesslich bereit, uns nach ihrem Dorf zu führen. So ging es denn nach kurzem Aufenthalt unter der Führung unserer beiden neuen Freunde weiter. Die Pflanzungen und sonstigen Spuren menschlicher Besiedelung wurden immer häufiger, bis endlich auf einem Hügel, der innerhalb eines breiten Tales sich erhob, die Dorfanlage selbst vor uns auftauchte. Hinter einem etwa zwei Meter hohen Pallisadenzaun waren, diesen überragend, über ein Dutzend im regelmässigen Sechseck gebaute, ausserordentlich geräumige Hütten sichtbar; für den, der die niedrigen Hütten des Neu-Pommernvolkes gewohnt ist, fürwahr ein stattlicher Anblick. Unter den Einwohnern entstand, als sie uns gewahr wurden, die grösste Aufregung. Einige stiegen auf den Pallisadenzaun und schwangen drohend ihre Steinschleudern. Wir rückten unbeirrt weiter vor. Unsere beiden neuen Freunde hatten auf die drohende Haltung ihrer Dorfgenossen hin grosse grüne Zweige abgebrochen und, diese schwingend, tanzten sie schreiend vor uns her. Die Eingeborenen waren angesichts des für sie unerhörten und unerklärlichen Ereignisses augenscheinlich ratlos. Ein oder zwei Schleudersteine flogen uns entgegen, doch ohne Schaden anzurichten oder uns einzuschüchtern. In diesem kritischen Augenblick kam aus dem Knäuel der Eingeborenen ein älterer

Mann den Hügel herunter auf uns zu. Der Polizeimeister Costantini ergriff seine Hand und liess sich von dem geängstigten und halb willensunfähigen Mann den lehmigen und ausserordentlich glatten steilen Pfad den Hügel hinanziehen. Wir folgten ihm auf dem Fuss und drangen durch Lücken im Pallisadenzaun in das Dorf ein. Die Eingeborenen — etwa 50 Männer — hatten die Pallisaden geräumt und drängten sich verschüchtert in eine Ecke zusammen. Soweit ich sehen konnte, hatten sie alle langstielige europäische Beile in der Hand — ein Beweis, wie das Eisen durch Zwischenhandel auch weit in Gegenden dringt, wo noch kein Europäer hingekommen ist.

Die Dorfanlage war — im Gegensatz zu den Dörfern der Neupommern-Eingeborenen — überaus zusammengedrängt. Zwischen den einzelnen, im regelmässigen Sechs- oder Achteck gebauten, stattlichen Hütten liefen einzelne Fusspfade her. Die lehmigen Wege waren aufgeweicht, und überall herrschte der grösste Schmutz. Mit einem möglichst lebenswürdigen Grinsen wiesen uns die Leute eine dieser Hütten als Nachtquartier an; wir zogen es jedoch vor, ausserhalb des Dorfes unser Lager zu errichten.

Stauend sahen nun die Leute zu, wie in wenigen Minuten vor ihren Augen sich das Zelt erhob. Die Zeltleinwand, die Pflöcke, die Stricke, alles erregte ihre Verwunderung. Ich gab den Leuten ein Stück Salz. Dies ist dort in den Bergen einer der hochgeschätztesten Artikel. Die Eingeborenen kennen es nur in der Form des Meerwassers, das sie von der Küstenbevölkerung teuer eintauschen. Bald sah ich denn das Salzstückchen ungeniert von Mund zu Mund wandern.

Es waren im Durchschnitt kleine, untersetzte Gestalten. Ihre ganze Bekleidung bestand in einem zwischen den Beinen durchgezogenen Rindenstück, das vorn und hinten an einer um die Hüften geschlungenen Schnur befestigt war. Schmuck trugen sie wenig oder garnicht. Nachher durften sich gar zwei Weiber die weissen Männer aus der Ferne ansehen;

Grazien waren es wirklich nicht! ob trotz oder wegen ihrer mangelhaften Bekleidung, möchte ich dahingestellt sein lassen. Im übrigen aber blieben Weiber und Kinder unsichtbar. So schlossen wir allmählich Freundschaft, und als Beweis ihrer guten Gesinnung brachten uns die Eingeborenen bald ein grosses Schwein; als Gegengeschenk erhielten sie ein 13-zölliges Buschmesser, Tabak und Hüftentücher, Tauschwaren im Werte von etwa 4 Mark. Dies dünkte ihnen offenbar eine ganz ausserordentlich hohe Bezahlung; denn am nächsten Morgen, als wir wegziehen wollten, kamen sie mit noch einem zweiten gleich grossen Schwein an.

Durch den, ihrer Sprache etwas mächtigen Taulil-Eingeborenen liess ich die Leute über unsere Reiseroute ausforschen. Sie erklärten, wir könnten in etwa zwei bis drei Tagemärschen an das Meer kommen; nach anfänglichem Zögern erklärten sie sich bereit, uns zu führen, wenn wir sie vor den ihnen feindlichen Küstenstämmen schützen wollten.

So traten denn am nächsten Morgen eine ganze Menge von den Eingeborenen als Träger und Führer bei uns ein. Nach einem Anstieg von etwa einer Stunde auf einem Gebirgspfade in der Richtung WSW. an einem Wildbach entlang, stiessen wir auf entgegenkommende Eingeborene; sie waren, wie sich herausstellte, von der Ortschaft, aus der wir kamen, durch die sich bei unserer Ankunft in Sicherheit bringenden Weiber und Kinder zur Hilfe gerufen. Sie führten eine Menge Speere und andere Kampfeswerkzeuge bei sich. Einige Zurufe seitens unserer neuen Freundeklärten sie jedoch über die veränderte Sachlage auf. Tanzend und grüne Zweige schwingend begleiteten uns die aufgeregten Leute noch eine zeitlang auf der anderen Seite des Bachs.

Unsere eingeborenen Führer wichen immer mehr nach Norden ab. Es wurde uns klar, dass sie uns nach den am Ataliklikun gelegenen Pflanzungsstationen hinabführen wollten. Ein Abstieg zu diesen lag jedoch keineswegs in unserer Absicht. So verliessen wir denn trotz ihrer Vorstellungen und Warnungen den Pfad und bahnten uns, wie zuvor, mit dem

Messer in der Hand dem Kompass nach unseren Weg. Wir waren mitten im Gebirge, und es war eine richtige Klettertour, die steilen, mit Busch bestandenen Hänge hinauf und herunter. Der dichte Busch gestattete kaum auf einige Schritte Umschau und so ging es, ohne dass wir irgend einen Ueberblick über die Geländeformation gewinnen konnten, lediglich dem Kompass nach, vorwärts. Die Leute, die den Zweck nicht verstanden, schüttelten über ihren eigensinnigen Herrn den Kopf. Endlich, als es im Busche bereits zu dunkeln begann, stiessen wir beim Passieren eines Bergbaches, als erstes Zeichen der Anwesenheit von Menschen, auf einen menschlichen Schädel. Richtig fanden wir auf der anderen Seite bald einen den Bach entlang führenden Pfad und, diesem in der Richtung stromauf folgend, eine einsame Hütte. Die Bauart entsprach genau der, wie wir sie den Tag zuvor in der Ortschaft unseres Nachtquartiers bemerkt hatten. Hier schlugen wir unser Zelt auf.

Am nächsten Morgen waren die uns begleitenden Eingeborenen verschwunden, bis auf drei, die getrennt von ihren Landsleuten übernachtet hatten. Der gestrige Pfad, den wir nunmehr weiter anstiegen, endete auf einem Tarofelde. So ging es denn im Vertrauen auf Buschmesser und Kompass wieder in den Urwald hinein; wir ahnten allerdings nicht, dass wir erst nach sechs langen Tagemärschen, an der Mündung des Toriu, wieder auf Pfade und Menschen stossen würden.

Wie Tags zuvor war es eine wilde Berglandschaft. In dem Halbdunkel des Urwaldes, bei der Unebenheit des Geländes kam der Einzelne häufig zu Fall; jedoch das üppige Gestrüpp nahm ihn weich in seine Arme. Als wir so einen steilen Hang hinunterklimmen, sass ich auf einmal einige Meter tiefer im Gestrüpp; schon kam jedoch ein Tamul, ein Polizeijunge, der mir von Friedrich-Wilhelmshafen her nach dem Archipel gefolgt war, denselben Weg heruntergesaut und setzte sich mit Grazie neben mich. Betrübt sah er mich an, und schicksalsergeben entrang sich seinen Lippen

der weise Ausspruch: „What name master, me two fellow me belong canoe, what name me two fellow goe long bigfellow bush?“ („Master, wir beide gehören ins Kanoe — d. h. wir beide haben unseren Wohnsitz an der Küste —, warum gehen wir nun in den tiefen Busch?“) Kurz vor 12 Uhr stiessen wir endlich auf einen Bergbach, der in steilem Sturze nach Südwesten ab fiel. Es war, wie sich nachher herausstellte, einer der Quellflüsse des Toriu. Waren wir jetzt allerdings das Auf- und Abklettern im Gelände nur dem Kompass nach los, so war die nunmehrige Kletterei, die sich reihenden Wasserfälle über die blossgelegten glatten Gesteinsmassen herunter, nicht minder beschwerlich. Doch sahen wenigstens die schwarzen Jungens, die der Kletterei quer über alle Hindernisse des Geländes, nur dem Kompass nach, nicht das geringste Verständnis und noch weniger Geschmack entgegengebracht hatten, nunmehr ein Ziel vor sich.

Um $\frac{1}{2}$ 5 Uhr fanden wir endlich eine Stelle, wo wir unser Lager aufschlagen konnten. Wir waren nunmehr den fünften Tag unterwegs. Es ergab sich, dass wir nur noch gerade knapp für den nächsten Tag Lebensmittel hatten. Ein besonderer Grund zur Besorgnis lag hierin nicht: einmal konnten wir auf Grund dessen, was über die Bainingberge bekannt war, annehmen, dass wir innerhalb dieser Zeit wieder auf Eingeborene stossen würden, somit die Möglichkeit hatten, Lebensmittel einzutauschen; dann aber mussten wir auch bis dahin, wenn anders die bisher gebräuchliche Seekarte richtig war, an unserem Ziel sein, wo wir die „Möwe“ und mit ihr Lebensmittel fanden. Beide Voraussetzungen haben sich allerdings nachher als trügerisch erwiesen. Was insbesondere die Karte anbetraf, so gab diese die Entfernung in der Luftlinie zwischen dem Varzin und der Toriumündung um etwa 8 Seemeilen, also etwa 15 km zu gering an, ein Unterschied, der, da wir uns unsern Weg erst mit dem Messer häufig durch den Sumpf bahnen mussten, etwa $2\frac{1}{2}$ Tagemärsche ausmachte.

Am nächsten Morgen fanden wir am Bach einige Pflanzen,

die anscheinend mit einem Messer geschnitten waren. Nach Angabe der Polizeijungen handelte es sich um Pflanzen, die von den Eingeborenen als Fischköder benutzt wurden. Offenbar hatten hier also Eingeborene einige Zeit vorher dem Fischfang obgelegen. Diese Wahrnehmung gab uns neuen Mut. In sehr kurzer Zeit vergrösserte sich nunmehr der Bach durch Aufnahme wasserreicher Zuflüsse und während er kurz vorher über Felsen und Steine herniedergerauscht war, nahm er jetzt allmählich den ruhigen Gang eines Flusses an. Wir hatten deshalb grosse Schwierigkeiten ihn hier nochmals zu überschreiten. Das reissende Wasser ging den Leuten stellenweise bis zu den Schultern, und um nicht fortgerissen zu werden, mussten sie einander die Hände reichen. Die Gewehre sowie die Gepäckstücke mussten von Mann zu Mann herübergereicht werden.

An diesem Abend zehrten wir den kärglichen Rest unserer Lebensmittel auf. Unser ganzer weiterer Vorrat bestand jetzt nur noch aus einer Flasche Salz und etwas Tee, ohne Zucker. In der festen Hoffnung, im Laufe des morgigen Tages das ersehnte Ziel zu erreichen, focht uns dies jedoch wenig an. Am nächsten Morgen waren die letzten drei Eingeborenen, die uns von jenseits des Gebirges her als Träger gefolgt waren, verschwunden. Wir verliessen den Fluss, der einen nach NW offenen Bogen machte und folgten dem Kompass in der Hoffnung, jenseits des sich vor uns hinziehenden Bergrückens das ersehnte Meer zu finden. Das Gelände war von vielen kleinen Bachbetten durchschnitten, deren weicher, lehmiger Grund das Durchschreiten ausserordentlich erschwerte. Wir kamen deshalb nur langsam fort: vom Meere oder von Eingeborenen keine Spur, nur dichter Urwald. So mussten wir denn am Abend hungrig unser Lager beziehen. Viel mehr als der Hunger aber drückte uns die Ungewissheit über das Morgen. Bei weitem am bedenklichsten war der Eindruck auf die Farbigen. Sie hatten bisher das Vertrauen zu dem weissen Manne gehabt, dass er das in ihren Augen Unmögliche vollbringen würde, dass

er sie durch den dichten weglosen Busch, den augenscheinlich noch kein Mensch durchdrungen, sicher zum Ziele führen würde. Nunmehr merkten sie wohl, dass er selbst sich geirrt hatte. Hatte ich ihnen doch fest versprochen, dass wir mit diesem Marsche das Ziel erreichen würden. Es herrschte eine schwüle Stimmung. Statt wie sonst lustig wie die Kinder, hockten die Leute schweigend um die Feuer. Auf meine Frage, was ihnen sei, antwortete ein Taulileingeborener: „Master, wir wollen jetzt sterben!“ In der Tat ist jenen Volksstämmen die stumpfe Schicksalsergebung, die sich in diesen Worten ausspricht, charakteristisch. Kein Scherzwort, kein Schelten konnte die Leute aufmuntern. Endlich aber hatte doch einer einen vernünftigen Gedanken. „Master,“ sagte nach einer langen Weile einer der Eingeborenen, „wir wollen doch lieber rauchend sterben!“ Das war ein Vorschlag zur Güte. Tabak hatten wir reichlich zum Ankauf von Lebensmitteln mitgenommen und beim Qualmen der Pfeifen fanden die Leute bald etwas von ihrem Lebensmut und ihrer Leichtlebigkeit wieder. In der stillen Nacht hörten wir von unserem Zelte aus, wie einer der Taulilleute den anderen eingeborenen Trägern zuredete, heimlich umzukehren. Der Plan scheiterte an dem Widerspruch des uns ergebenden Häuptlings to Neie aus Papatava.

In dieser schwierigen Lage erstand uns in der Leichtgläubigkeit der Eingeborenen ein ungeahnter Bundesgenosse. Einige der Leute erklärten am nächsten Morgen mit der bei Eingeborenen in den unglaublichsten Dingen so häufigen Bestimmtheit, sie hätten in der Nacht einen Kanonenschuss gehört; selbstverständlich erklärte ich ihnen, das sei die „Möwe“ gewesen, die auf uns an der Toriumündung warte, infolge des überlangen Ausbleibens um unser Schicksal besorgt sei und uns ihre Nähe kundgeben wolle. Ein Polizeijunge erbrachte nunmehr einen weiteren durchschlagenden Grund dafür, dass der weisse Mann sie doch den rechten Weg zum Meere führe. Er setzte seinem erstaunten Publikum auseinander, wir zögen ja doch gegen Sonnenuntergang und

die Sonne tauche ja doch bekanntlich am Abend ins Meer hinab.

Mit Sonnenaufgang brachen wir am nächsten Morgen auf. Als Träger liess ich statt der entkräfteten Eingeborenen Polizeijungens eintreten. Nach etwa dreistündigem Marsch stiessen wir wiederum auf den Fluss, der nunmehr als breiter Strom ruhig dahinschoss. Wir hatten an diesem Tage das Glück, kurz hintereinander zwei Wildschweine zu schiessen.

Bereits um 3 Uhr schlugen wir unser Lager auf — also nach kaum neunstündigen Marsche. Rasch waren die beiden Schweine zerlegt, aufgeteilt und nach wenigen Stunden bis auf die Knochen vom Erdboden verschwunden; unsere letzte Flasche Salz hatte ihre zweckentsprechende Verwendung gefunden.

Was sollte nun weiter geschehen? Die Leute waren acht Tage ohne Rasttag in Gewaltmärschen marschiert, ausserordentlich ermüdet und durch Hunger entkräftet. Andererseits war auch weiterhin die grösste Eile vonnöten; wir konnten nicht immer auf einen derartigen ausserordentlichen Glücksfall rechnen; noch ein solcher Gewaltmarsch, nichts im Magen, und einzelne Leute brachen zusammen.

Ich entschloss mich, die Expedition zu teilen. Mit einem Trupp wollte ich mit dem Gepäck den Fluss auf Flössen herunterfahren, während der Polizeimeister Costantini mit dem anderen Trupp ohne Gepäck den Landweg nehmen sollte. Am nächsten Morgen beim Antreten setzte ich den Leuten meine Absicht auseinander und stellte dem einzelnen frei, für welchen Weg er sich entscheiden wolle. Die Leute erklärten sich sämtlich für den Landweg; im Flusse fürchteten sie die reissende Strömung und die zahlreichen Krokodile. Naturgemäss verzichtete ich deshalb nicht auf meinen Plan, teilte vielmehr kurzer Hand 23 Polizeijungens für den Wasserweg ab. Die übrigen Leute liess ich sofort unter dem Polizeimeister Costantini aufbrechen. Meinen Kompass gab ich Costantini, da seiner schadhaft und unzuverlässig war. Nun begann der Flossbau. Ausser einigen kleineren

Messern hatten wir als Werkzeuge nur drei lange Buschmesser; das vierte und letzte hatte ich Costantini überlassen. Rasch ging es an die Auswahl der Bäume. Leichtes weiches Holz war vonnöten. Einige fällten die Bäume, andere reinigten sie von Aesten, wieder andere schleiften sie an den Fluss, wo sie mit Lianen und Rotangfasern zusammengebunden wurden. Es zeigte sich bald, dass ich die Tragfähigkeit der Hölzer bedeutend überschätzt hatte, wenn ich — in Erinnerung an die harzigen Fichtenstämme, die in jedem Jahr die Weichsel, Oder und Warthe herunterschwimmen — angenommen hatte, vier Stämme würden genügen, um zwei Leute und etwas Gepäck zu tragen. Wir mussten nicht weniger wie acht Stämme — zu je vier in zwei Lagen übereinander — zusammenbinden, um ein Floss herzustellen, das zur Not zwei Leute und etwas Gepäck trug. Ein grösseres Floss aus 12 Stämmen in zwei Lagen zu je sechs Stämmen liess ich für mich und zwei Leute herstellen. Auf diesem Floss liess ich einen Feldstuhl aufrecht festbinden. Doch der Versuch, mich auf diesem stolzen Kommandofahrzeuge einzuschiffen, misslang kläglich; offenbar entsprach diese Belastung nicht völlig den Lehren der modernen Schiffsbautechnik, und ich fiel von meinem Stuhl ins Wasser. Es blieb mir nichts anderes übrig, als mich, wie die Jungens, auf den Boden zu hocken.

Mittag war längst vorüber, bis wir die zur Einschiffung erforderlichen elf Flösse gebaut hatten. Der Regen, der den ganzen Tag leicht herniedergerieselt war, hatte aufgehört; wir glitten den Fluss herunter: in pfeilschnellem Lauf in zahlreichen Krümmungen wandte er sich durch den von Menschenhand noch nie entweihten Urwald, an jeder Biegung überraschende neue Ausblicke gewährend. An einigen wenigen Stellen trat der nackte Fels zutage. Es war ein Bild von eigenartigem Zauber — nur war unsere Lage grade nicht geeignet, sich diesen Betrachtungen hinzugeben. Um die — wenigstens in diesen unbelebten Gegenden — überaus scheuen Krokodile zu verscheuchen, liess ich die Leute einen ihrer

Gesänge anstimmen. Doch — es wollte ihnen nicht von der Kehle. Aber auch so machten sie durch gegenseitigen Zuruf und Signale den nötigen Lärm.

Nur zu bald, bei Anbruch der Dunkelheit, mussten wir unsere Flösse auf eine Sandbank ziehen; einige Meter höher, auf dem Uferrand, liess ich eine Stelle notdürftig vom Busch säubern und das Zelt aufschlagen. Der Regen begann allmählich wieder einzusetzen und stürzte dann schliesslich während der Nacht und am Morgen mit tropischer Gewalt hernieder. Ich lag in meinem Zelt in den nassen Kleidern auf dem nassen Bett. Die Leute hatten sich einige Laubdächer gebaut und es war ihnen sogar nach vieler Mühe gelungen, Feuer anzumachen. Wir alle froren und hungerten.

So verging diese Nacht — es war die letzte auf dieser Expedition, aber auch die schrecklichste.

Gegen Anbruch der Morgendämmerung wurde gemeldet, der Fluss sei bedeutend gestiegen und habe unsere Flösse mit sich geführt. Die Kunde wurde von den Leuten in stumpfer Ergebung hingenommen. Es war ein harter Schlag. Drei Tage ohne genügende Nahrung, ohne Gewissheit, wann wir endlich aus diesem Waldesdickicht hinauskommen würden, überanstrengt; und dennoch mussten wir vorwärts; ein Nachlassen, ein Zurückbleiben bedeutete den sicheren Tod.

Ich gab von meinem Zelte aus das Kommando zum Antreten. Nur zögernd krochen einzelne unter den Laubdächern hervor in den strömenden Regen; andere rührten sich überhaupt nicht. Kein Zweifel; die Leute begannen zu versagen! Ihre Energie, den Kampf mit den Elementen fortzusetzen, war gebrochen. Ich war entschlossen, die Leute um jeden Preis vorwärts zu zwingen. Meine Mauserpistole in der Hand, die ich, wie immer, schussbereit am Kopfende des Feldbettes liegen hatte, sprang ich vor das Zelt. Laut und scharf wiederholte ich das Kommando — mit gewohnter Schnelligkeit standen die Leute, die den ganzen Ernst der Situation erkannt hatten, in Linienformation. Ich liess sofort die Feuer löschen, die Laubdächer und das Zelt abbrechen.

Nun ging es an die Arbeit: einen Jungen schickte ich flussabwärts, um auszusuchen, ob nicht etwa einige der Flösse nicht allzuweit unterhalb angeschwemmt seien. Die anderen mussten wiederum Flösse bauen. Nach einer Weile trat der schwarze Unteroffizier an mich heran und bat mich, ihm zu gestatten, mit einem Teil der Jungens den Weg über Land einzuschlagen; dadurch würden weniger Flösse notwendig. Inzwischen war auch der ausgesandte Junge zurückgekehrt mit der Meldung, dass eine kurze Strecke unterhalb drei Flösse angeschwemmt seien. Ich liess die Leute antreten und stellte ihnen frei, wer zu Lande und wer mit mir zu Wasser weiter ziehen wollte. Alle erklärten sich für den Landweg. Nur die Polizeijungens, die aus der Umgegend von Friedrich-Wilhelmshafen stammten und mir von dort her gefolgt waren, und ein Bukajunge erklärten, in jedem Falle sich mir anschliessen zu wollen, selbst dann, wenn ich zu Wasser ginge. Ich liess sodann das ganze Gepäck auf einen Platz zusammenbringen, übergab dem Unteroffizier den Befehl über die Mannschaften mit der Weisung, unter allen Umständen vorwärts zu marschieren und schiffte mich auf den wiedergefundenen drei Flössen mit meinen sechs Leuten ein. —

Der Fluss bot ein wesentlich anderes Bild als am Tage zuvor. Die bedeutend gestiegenen Fluten hatten zahlreiche Urwaldriesen entwurzelt, mit sich gerissen, da und dort im Flussbett festgesetzt. Die Jungens dirigierten die schwerfälligen Flösse mit ausserordentlicher Geschicklichkeit an diesen Hindernissen vorbei. Diese schwierige Aufgabe nahm ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch: sie vergassen hierüber fast ihre geradezu abergläubische Furcht vor den Krokodilen und ihre Angst, die diesen Bergflüssen eigentümliche Flutwelle, das plötzlich auftretende Hochwasser könne uns auf seinem Rücken auf die hohe See hinaus fortswemmen, eine leckere Speise für Haifische. Etwa dreiviertel Stunden lang trieben wir den Fluss mit grosser Geschwindigkeit herunter; da wurde das vor uns fahrende Floss

gegen einen Baumstamm geworfen; es kam zwar wieder los, der eine Insasse war jedoch herausgeschleudert worden und sass in den Aesten des Baumes. Auf meinen Zuruf versuchte er nunmehr schwimmend unser Floss zu erreichen. Während unsere Aufmerksamkeit durch diesen Vorfall einen Augenblick abgelenkt war, wurde unser eigenes Floss an einen der Baumstämme getrieben. Der starke Strom drückte die eine Querseite nieder und warf das Floss mit seiner ganzen Breitseite gegen den Baumstamm. Gewehre, Patronentaschen, meine Kiste mit meinen paar Sachen, alles verschwand in den Fluten; wir selbst sassen in den Aesten. Alle Versuche, das Floss wieder flott zu machen, misslangen; einer der Jungens erreichte schwimmend das Ufer; er warf eine Liane herüber und einer nach dem anderen wurde herübergezogen. Auch die anderen Flösse landeten auf meinen Zuruf und wir setzten nun zu Lande unsere Wanderung fort.

Unsere Leiden näherten sich nun — Gott sei Dank! — ihrem Ende; nach einem Marsche von etwa einer halben Stunde entdeckten wir einen augenscheinlich von Menschenhand gebrochenen Zweig, bald auch weitere Spuren der Anwesenheit von Menschen. Jetzt fühlten wir keinen Hunger und keine Müdigkeit mehr und eilten nur vorwärts; nach einigen Stunden weiteren Marsches den Fluss entlang, traten wir auf einen offenen Platz hinaus, wo mehrere halb verfallene Hütten standen. Bergbewohner hatten hier augenscheinlich noch vor kurzer Zeit den Fischfang obgelegen, waren aber nunmehr in ihre Berge zurückgekehrt. Sollten wir also vergeblich gehofft haben? Doch, den Fluss entlang lief ein fast schon wieder verwachsener Pfad; ihm folgten wir; endlich fanden wir ein Oelsardinenbüchsen am Pfade liegend — der erste Gruss der europäischen Kulturwelt, von uns mit lauten Freudenrufen begrüsst. Es ging nunmehr stundenlang mit kurzen Unterbrechungen durch sumpfige Niederungen teilweise bis über die Knie im Wasser: doch dies alles zeigte ja die Nähe des Meeres an; endlich gegen $\frac{1}{2}$ 5 Uhr nachmittags traten wir aus dem Busch

auf den Meeresstrand hinaus. An der Flussmündung hatte der Polizeimeister Costantini ein Lager aufgeschlagen; diese Abteilung hatte mehr Glück gehabt: sie hatte ein Schwein und ein Krokodil geschossen und hatte nach zehnstündigem Marsche durch die Berge dem Kompass nach die Flussmündung erreicht.

Etwa $\frac{3}{4}$ Stunden von hier entfernt, lag die Brettschneidemühle der Katholischen Mission. Mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit wurden wir dort empfangen und bewirtet. Am nächsten Tage kamen auch die übrigen Jungs, die den Landweg vorgezogen hatten, aus dem Busch. Sie hatten ebenfalls das Glück gehabt, ein Schwein zu schießen. Am übernächsten Tage brachte uns dann die „Möwe“ sämtlich gesund und wohlbehalten nach Herbertshöhe zurück, wo man sich bereits ernsten Befürchtungen über unser Schicksal hingegeben hatte. —

Gestatten Sie mir, bitte, zum Schluss noch einige wenige Worte hinzuzufügen über die Bedeutung der Gazellehalbinsel.

Die bisherigen wirtschaftlichen Unternehmungen im Bismarck-Archipel erstrecken sich fast ausschliesslich auf die wirtschaftliche Erschliessung der Gazellehalbinsel. Die Nordküste der Gazellehalbinsel — das Gebiet um die Blanchebucht — ist dicht mit Siedlungen von Europäern bedeckt, an den anderen Küsten finden sich derartige Unternehmungen zurzeit noch einzeln verstreut. Deren äusserster Ausläufer an der Westküste ist das gedachte Sägewerk der Katholischen Mission an der Toriumündung. Alle diese Unternehmungen beschränken sich jedoch auf das Gebiet dicht an der Küste; das Innere des Landes war fast völlig unbekannt. Erst die Niederwerfung der Varzinbevölkerung anlässlich des Ueberfalls der Wolffschen Farm im Jahre 1902 war, wie vorhin erwähnt, der Anlass, sich mit den Zuständen in dem unwegsamen Innern zu beschäftigen. Die Durchquerung der Gazellehalbinsel hat gezeigt, dass in ihrem Innern grossenteils fruchtbare, ganz oder fast unbewohnte, zum Plantagenbau

ausserordentlich geeignete Ebenen sich ausdehnen. Bei der in immer rascher werdendem Tempo fortschreitenden Entwicklung im Bismarckarchipel — 1883 liessen sich die ersten Europäer auf der Gazellehalbinsel nieder — wird diese Kenntnis wohl recht bald ihre Früchte für die wirtschaftliche Erschliessung dieses aussichtsreichen Gebietes tragen.

Abteilung Berlin-Charlottenburg

der Deutschen Kolonial-Gesellschaft.

==== Verhandlungen 1903/04. ====

Band VIII. Heft 3.

Professor Dr. E. Dagobert Schoenfeld

Die mohammedanische Bewegung

im

ägyptischen Sudân.

Vortrag,

gehalten in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen
Kolonial-Gesellschaft.



Berlin 1905

Verlag von Dietrich Reimer

(Ernst Vohsen)

Der Vorstand der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft setzt sich zusammen aus den Herren:

Der I. Vorsitzende: Prinz von Arenberg, M. d. R. u. d. A.-H.

Der stellvertretende Vorsitzende: Kontre-Admiral z. D. Strauch.

Der II. stellvertretende Vorsitzende: Generalleutnant v. Kettler.

Der Schriftführer: Emil Selberg.

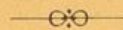
Der stellvertretende Schriftführer: Konsul Wallich.

Der Schatzmeister: Arthur Schmidt-Lorenzen,
von Bitter, Wirkl. Geh. Rat, Oberpräsident a. D.
Bormann, Geh. Ober-Reg.-Rat z. D.
Fritz Friedländer, Geheimer Kommerzienrat.
Imberg, Rechtsanwalt.
G. Kollm, Hauptmann a. D.
Kraetke, Staatssekretär des Reichspostamtes.
Jul. Pintsch, Kommerzienrat.
Riecken, Bank-Direktor.
Dr. Schön, Regierungs-Rat.
Simons, Major z. D.
W. Staudt, Konsul.
Stücklen, Fabrikbesitzer.
Valois, Vize-Admiral z. D.
Ernst Vohsen, Konsul a. D.

Zur Erwerbung der Mitgliedschaft der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft wolle man sich an den Schriftführer Herrn Emil Selberg, Berlin NW. 40, Roonstr. 9, wenden, der das Weitere veranlasst.

Der Jahresbeitrag beträgt minimal M. 9.—.

Sämtliche Mitglieder erhalten die 52 mal im Jahre erscheinende Deutsche Kolonialzeitung und haben das Recht zur Teilnahme an allen Vorträgen und Veranstaltungen der Abteilung.



31

Die mohammedanische Bewegung
im
ägyptischen Sudân.

Vortrag

von

Prof. Dr. E. Dagobert Schoenfeld. ✓



571069

Die mohammedanische Bewegung

im

ägyptischen Sudan.

Der nachstehende Vortrag des Herrn Professor
Dr. E. Dagobert Schönfeld wurde am 12. Dezember 1904
in der Abteilung Berlin - Charlottenburg der Deutschen
Kolonialgesellschaft gehalten.

Vortrag

von

Prof. Dr. E. Dagobert Schönfeld



Vor Jahresfrist befand ich mich auf einem Ritt vom Sinai hinauf bis Damaskus, und vor 2 Jahren, in denselben Wintermonaten, durchquerte ich Ost-Afrika vom Massâua bis Kordofân; beide male ich ganz allein, nur umgeben von arabischen Dienern, mit einer selbständigen Karawanen-Ausrüstung und auf eigene Kosten.

Mein Hauptzweck war, neben dem Studium der Örtlichkeit, die lokale Geschichte und dann auch die Erfassung des Volks-Charakters. Mich interessierte besonders der Islâm mit der Energie seines religiösen Empfindens und seiner politischen Hoffnungen.

Ein italienischer Diplomat, mit welchem ich die Dampferfahrt von Tripolis nach Malta, im Winter 1902, teilte, hatte auf Erythrâa mich aufmerksam gemacht, seine vorteilhafte Lage, Naturschönheit und Geschichte. Der Blick des Historikers, welcher die Bewegung innerhalb der islamitischen Völkerfamilie studiert, fällt ja ganz von selbst auf deren letzte kraftvolle Äusserung, sich darstellend in der 16jährigen Herrschaft des Mahdi-Reiches, im Herzen des ägyptischen Sudâns.

Durch diese beiden Gesichtspunkte war mir die Marschroute vorgezeichnet von Massâua bis Omdurmân. Im Interesse meines begrenzten Themas muss ich es mir nun hier versagen, auf Reiseeindrücke einzugehen, so ergiebig und erfrischend das alles auch war. Nur einige Worte will ich widmen dem fesselnden Reize des Karawanenlebens.

Dieses Leben, tags im Sattel, nachts im Zelte, stärkt Leib und Seele. Umweht auf dem Pferderücken, wie auf dem Ruhebette, von stets frischen Luftwellen, kräftigt sich jeder Nerv! — Und dann diese Freiheit! — Nicht gleich einem Frachtstück, gegeben von Hand zu Hand, bestimmt

man nach eigenem Ermessen des Wanderns Ziel, Art und Mass. Nicht belehrt durch ein Reisehandbuch über das, was merkwürdig sein soll, sondern selbst, mit dem Auge eines Forschers vorgehend, prüft man das Ferne, wie das Nahe. — Was an dem Wege auffällt, kann mit Leichtigkeit erkundet, mit Musse untersucht, mit dem Stift gemerkt werden. Niemand ruft uns ab, drängt uns, reisst uns fort. Wir bleiben stets die freien Herren unserer Lage. Selbst das Gesetz lässt hier vor unseren Füßen seinen Schlagbaum nicht niederfallen, und die Tyrannei einer überfeinerten Sitte diktiert hier weder eine bestimmte Form des Lebens, noch ein bestimmtes Kleid.

Allerdings müssen wir Kulturmenschen, deren Kinderstube kein Zelt gewesen ist, uns beschränken lernen, wenn wir mit unseren Kamelen und unseren Beduinen hinausziehen in die Wüste. Kurze Haare, kurze Nägel, einfache Kleidung, bescheidene Ansprüche an Küche und Keller, kein peinliches Halten auf die Stunde und die Art der Befriedigung unserer Wünsche; kein Sichaufblähen und kein Poltern mit den Leuten, sondern Geduld und Einfachheit, Güte und bester Humor. Unter solcher Selbstbeschränkung wird die ganze volle Schönheit dieses Lebens am reichen Herzen der Natur, im Genusse ungebundener Freiheit, und inmitten dieser ungeschminkten und kraftvollen, frommen und freimütigen Söhne der Wildnis uns aufgehen und wahrhaft erquicken.

Mit solcher Karawane, und unter diesen Verhältnissen, habe ich Tausende von Kilometern zurückgelegt. Vier bewaffnete Diener, Araber — (darunter ein erster Dragoman und ein Koch) — begleiteten mich auf der ganzen Reise. Dem Wechsel von Station zu Station unterlagen dagegen Beduinen, Hadenda, Halanga, Beni-Amr samt ihren gemieteten Kamelen; doch nur so, dass dieselben Leute mich doch stets hunderte von Kilometern weit begleiteten. Zu meiner persönlichen Benutzung besass ich abessynische Maultiere, da ich das Reiten auf Kamelen nicht liebe. Ein grosses, vollständig eingerichtetes Zelt stand zu meinem Gebrauch, kleinere Zelte waren für meine Leute, während die Kameeltreiber stets im

Freien schliefen, ringsum die Lagerfeuer. Proviant wurde mitgenommen nur für mich und meine 4 Diener, die übrigen Knechte verpflegten sich selbst und erhielten nur zur Steigerung ihres Wohlverhaltens ein tägliches Geschenk an Kaffee und Tabak. Dagegen Wasser musste für alle mitgeführt werden in Fässern und in Schläuchen, da wir oftmals Strecken von 150 Kilometern Länge zu überwinden hatten, ohne Quelle, noch Brunnen zu finden.

Ich bin niemals, Gott Lob, in Gefahr gewesen, habe keine Untreue erfahren und war niemals krank, auch nicht an dem für Afrika so gefürchteten Fieber. Allerdings führte ich, schon um meiner Mohammedaner willen, keinen Tropfen Alkohol bei mir. Unsere Getränke waren Kamelmilch, wenn habhaft, sonst abgekochtes Wasser mit Zitronensaft.

Unser Marschpensum betrug durchschnittlich 40 Kilometer den Tag, welches in wasserarmen Gegenden sich auf 60 steigerte. Sieben Uhr früh erfolgte der Aufbruch, um 4 Uhr nachmittags wurde das Lager bezogen. Ganz kurz war die Mittagspause. Rasttage ergaben sich von selbst an den historischen Plätzen, wo ich ein Interesse hatte, länger zu verweilen.

Auf diese Weise zog ich von Massâua nach Omdurmân, der Einfallspforte für Kordofân.

Zuerst galt es Erythräa. Von Massâua nach Kassala ist ein Weg von ca. 500 Kilometern. Er übersteigt das Hochgebirge. Denn Asmara liegt 2400 Meter über dem Meeresspiegel. Nur bis Cheren, etwa ein Drittel des gesamten Weges, gibt es eine Kunststrasse mit Kilometersteinen; dann folgen Naturwege ohne Vermessung der Distanzen, und es tritt Schätzung ein.

Man passiert das Land der Bogos, der Beni-Amr, der Hadenda; dazwischengesprengt liegen nach Norden vorgeschobene Niederlassungen der Abessynier. Alle sind friedliche Leute, welche meist Viehzucht treiben. Ein gering gepflegter Ackerbau erzeugt Durra und Duchon nur zum eigenen Bedarf, obwohl die fruchtbare Ackerkrume, begünstigt durch ein reich-

verzweigtes Flussnetz, sicher dieses Gewerbe zu einem lohnenden machen würde.

Mittags, wo wir an Brunnen rasteten, hatte ich Gelegenheit, die Eingeborenen bei dem Tränkgeschäft zu beobachten. Es wurden hier zusammengetrieben bis zu 3000 Stück an Rindern, Schafen und Ziegen. Weiter, der Westgrenze zu, mehrten sich an den Tränkrinnen die Kamele. Alle diese Tiergattungen zeigten sich in ausgezeichneten, wohlgepflegten Exemplaren. Ich sah Rinder der Beni-Amr, welche sicher auf einer unserer Ausstellungen den ersten Preis erhalten hätten.

Die Wohnungen der Leute, tukûl, sind kreisrunde Hütten mit einem kegelförmigen Dache, welche aus dem langen Stroh der Lehmfelder durch die Eingeborenen, geschickt und sauber, hergestellt werden. Die zu Dörfern vereinigten tukûl stehen meist zurückgezogen von der Linie begangener Strassen auf einer Waldblösse. Die Landschaft ist durchgehend baumreich und von höchster Anmut.

Von Massâua bis Majatâl findet sich eine kurze Eisenbahn von 30 Kilometern; jetzt wird sie, um das Doppelte des Weges, bis Ghinda fertig sein. Von Majatâl aus zieht sich die Kunststrasse in kühnen Serpentinaen das Hochgebirge bis zu dem, 7000 Fuss hochgelegenen, Asmara hinauf. Man fährt hier durch eine Tropenlandschaft. Ich entsinne mich nur noch einer zweiten Strasse, die gleich schön mir erschienen ist. Es ist die von Rio de Janeiro hinauf bis nach Petropolis führende. — Dagegen einen subtropischen Charakter besitzt die Landschaft auf der westlichen Abdachung des Gebirges zwischen Asmara und Kassala; obwohl auch hier Bäume wie *Adansonia* und *Euphorbia candelabrum* zahlreich unter den von Akazienarten gebildeten Wäldern stehen. Die Ritte durch diese Gegend bereiteten Vergnügen, und die Jagd, durch kein Gesetz gehemmt, ist so leicht wie ergiebig. Es kamen täglich uns zum Schuss wilde Tauben, Perlhüner, Hasen, Antilopen, Gazellen, zum Teil in ganzen Rudeln. Von Schädlingen bemerkten wir grosse Paviane und Hyänen,

nicht aber Löwen und Leoparden, von denen noch Ferdinand Werne (1840) viel erzählt. Ebenso wenig belästigten uns Schlangen, oder Skorpione.

Ein Telegraph zieht sich auf der ganzen Linie zwischen Massâua bis Kassala hin und finden sich von 40 zu 40 Kilometern Telegraphenhäuschen, besetzt mit je 2 italienischen Soldaten, welche bereit sind Depeschen anzunehmen.

In den Garnisonen Massâua, Asmara, Cheren, Agordat kamen die italienischen Offiziere auf das Freundschaftlichste mir entgegen. Ich speiste in ihrem Kasino, machte mit ihnen Ausflüge in die Umgegend.

Doch besonders fühle ich mich verpflichtet dem Herrn Gen. Gouverneur Ferdinando Martini, welcher alles aufbot, meine Reise zu erleichtern. Martini trat sein Amt an im Jahre 1897. Nachdem die Kolonie bisher von Generälen verwaltet war, ist er der erste Zivilist, welcher an deren Spitze trat. Nicht Jurist, sondern Philologe, erregte seine Ernennung Aufsehen. Zuerst Professor in Siena, dann Kammerdeputierter, dann Kultusminister, macht er den Eindruck mehr eines Gelehrten als eines Staatsmannes. Als Schriftsteller gilt er für den zweitbesten Prosaisten des modernen Italiens. Auch ist er keineswegs mehr jung, sondern im 65. Lebensjahre. Dennoch hat er es verstanden, die üblen Erfahrungen, welche bisher unter der militärischen Verwaltung mit Erythräa gemacht waren, zu beseitigen. Der italienische Deputierte Farinet, der Opposition der Kammer angehörend, äussert über ihn in einem französischen Kolonialblatte (v. November 1903):

„Dieser Mann, welchen nichts in seiner Vergangenheit
„fuer eine Mission dieser Art vorzubereiten schien, gab
„gleichwohl dort ausgezeichnete Proben seiner Tätigkeit,
„wie seiner Weisheit.“

Schon auf dem Dampfer von Sûez bis Massâua hatte ich den Vorzug, die Fahrt mit ihm zu teilen; dann war ich öfter in seinem Hause in Asmara. Das Hauptverdienst Martinis, dessen wohlthätige Hand in der Kolonie überall zu merken

ist, scheint mir darin zu liegen, dass er den Volkscharakter der Eingeborenen erfasste, und mit Verständnis fördernd auf denselben einwirkte. Denn Kolonial-Verwaltung scheint mir in erster Linie ein Werk der Volkserziehung zu sein, welche damit zu beginnen hat, dass wir die Sprache, die Weltanschauung, die Sitten und Gebräuche der uns untergebenen Stämme kennen lernen. Nachdem so eine Grundlage gewonnen ist, sollte dasjenige, was an unserer Kultur für sie brauchbar ist, nur in kleinen Dosen, und nach und nach, zugeführt werden, um jede Verbildung und Verwirrung zu vermeiden.

Es machte einen sehr guten Eindruck, wenn ich, von den Garnisonsorten aus, in Begleitung italienischer Offiziere, die Dörfer der Eingeborenen durchritt, dass die Leute mit Vertrauen näher traten, ihre Hände zu uns hinaufreichten und die an sie gestellten Fragen unbefangen beantworteten.

Erythräa ist eine Kolonie, welche gute Aussichten bietet, auch wenn die Hoffnungen scheitern sollten, welche man setzt auf den Abbau der bei Asmara und Cheren in weissen Quarz eingesprengten Goldadern. — Es hat einen grossen Reichtum an Wald mit wertvollen Bauhölzern. Das harte Halfa-Gras (*stipax tenacissima*), eine in Nordafrika so gesuchte Exportpflanze zu Zwecken der Papierfabrikation, findet sich hier in grosser Menge. Der Viehreichtum ist ein sehr bedeutender, und ackerbaufähiges Land, namentlich im westlichen Gelände, auf der Strecke zwischen Agordat und Sabderât, ist genug vorhanden, wenn nur die zugreifenden Hände da wären.

Doch neben diesen guten Aussichten findet sich Erythräa nach einer anderen Seite schwer bedroht. Das betrifft seinen Handel. Früher war die Linie Kassala—Massäua ein viel beschrittener Handelsweg. Auf dieser Linie suchten die reichen Produkte des Sudân die Meeresküste. Jetzt ist es die von den Franzosen fertiggestellte 310 Kilometer lange Eisenbahn Djibuti-Harrar (eigentlich Dire-Dauah) im Süden der Strasse Bab-el-mandeb, und dann im Norden die von den Engländern bereits in Angriff genommene Bahn Berber-Sauâkin, welche beide den Handel von Erythräa sicherlich

ablenken werden, wenn es nicht gelingen sollte, die italienische Linie Massâua-Ghinda bis Kassala hin, und zwar in demselben Tempo zu fördern, wie das englische Konkurrenz-Unternehmen; was wohl kaum zu erwarten steht.

An einem Sonntag Morgen ritt ich in dem viel umstrittenen Kassala ein; umstritten, denn dieser Ort ist der Schlüssel zu dem Thale des Sabderât, der Einfallspforte zu Erythräa. Kassalas Ursprung ist ein Militärlager. Seine Gründung verdankt es dem Gen.-Gouverneur Ahmed-pâcha, welcher 1840 einen militärischen Vorstoss in diese Gegend machte. Der deutsche Forschungsreisende, Ferdinand Werne, teilte und beschrieb diesen Zug.

Im Jahre 1885 entrissen den Ägyptern diesen Platz die Derwische, unter der Führung Osmân-Dignas, eines militärischen Genies. Neun Jahre später, 1894, wurde Kassala den Derwischen wiederum entrissen von den Italienern, welche nach dem glücklichen Gefechte von Agordat (d. 21. Dez. 1893) unter General Arimondi, nach Westen vordringend, Kassala stürmten, und 4 Jahre lang behaupteten, bis sie es unter dem Druck diplomatischer Verhandlungen, am Weihnachtstage 1897, an die Engländer abtraten.

Als ich dort vor dem Regierungsgebäude aus dem Sattel meines Maultieres stieg, um Major Dweyer, dem derzeitigen Kommandanten des Platzes, mein amtliches Einführungsschreiben zu überreichen, wehten mir von zwei hohen Masten die beiden Flaggen Englands und Ägyptens entgegen, zum Zeichen, dass ich in die Interessen-Sphäre des ägyptischen Sudân eingetreten sei. Dieser steht bekanntlich, zur Zeit, unter der kombinierten Herrschaft beider Mächte. Kassala, welches Dr. Junker, auf Grund seines Besuches aus dem Jahre 1875, noch als eine blühende Stadt beschreibt, ist heute nichts Besseres als ein Trümmerhaufen, durchsetzt von einigen bewohnbaren Gebäuden, rings um die Anfänge eines dürftigen Marktes.

Doch ich muss mir Details in dem knappen Rahmen dieses Vortrages versagen, um in grossen Schritten über-

zuleiten nach Omdurmân, dem Herzen der mahdistischen Bewegung.

Als ich in Kairo diesen Zug vorbereitete, fand ich grosse Schwierigkeiten, genügendes Kartenmaterial aufzutreiben für die Strecke Kassala—Chartûm. Für Erythräa hatten mir gedient 5 sehr genaue Kartenblätter des italienischen Generalstabes, angekauft in Neapel. Über den Sudân bot sich nichts Ausreichendes dar im Buchhandel. Indessen, Oberst Graf Gleichen, derzeitiger Chef des Intelligenz-Office im Departement des Sudân, bei welchem ich durch unseren Herrn Gesandten eingeführt wurde, hatte die Güte, mir die Publikationen seines Bureaus zur Verfügung zu stellen. Doch diese Kartenblätter sind nichts weiter, als in ein Netz eingetragene militärische Marschruten mit den ihnen angrenzenden Flüssen und Ortschaften, sowie einer Angabe der Distanzen, lediglich nach Schätzung. Diese Blätter können, wie ich jetzt nach deren Benutzung auf meiner Reise urteilen darf, keinen Anspruch auf Genauigkeit machen, sondern haben lediglich den Wert einer nur ganz allgemeinen Orientierung. Schliesslich fand ich mich mit Hilfe meiner Diener und der mich geleitenden Hadenda am besten selbst zurecht! —

Um von Kassala nach Chartûm, resp. nach dem Blauen Nile, zu kommen bieten sich nun drei Wege dar.

Der nördlichste führt in ziemlich gerader Richtung über Qôz-Rejab, Abû-Delek und Hojali. Er wurde im Jahre 1861 von v. Beuermann beschritten. Dieser Weg hat den Vorzug der Kürze, aber den Nachteil grosser Wasserarmut. Man muss streckenweise für zehn Tage Wasservorrat mitnehmen.

Der mittlere Weg geht über Asobri, Rera, Geili und erreicht den Blauen Nil bei Kamlin. Ihn ging 1841 Ferdinand Werne.

Der südliche Weg folgt dem Laufe des Atbâra, wendet sich dann zur interessanten Oase von Gadâref, erreicht den Râhad-Fluss bei Ain-el-Lueiga und stösst auf den Blauen Nil bei Wâd-Médani, der heutigen Hauptstadt der Provinz Sennaar. Den Blauen Nil hinabfahrend kommt man dann

nach Chartûm. Das war die Rute, welcher 1875 Dr. Junker folgte. Auch ich entschloss mich für dieselbe.

In 23 Tagen habe ich diesen Landweg zurückgelegt, allerdings in erheblich verstärktem Marschtempo, denn der Sudân ist noch sehr entvölkert, und für Brunnen ist hier wenig gesorgt. So z. B. zwischen Mogâtta und Wâd-Kâbu, eine Strecke von 80 Kilometern, ist kein Tropfen Wassers. Dann wiederum zwischen Gadâref und El-Fau, sogar 144 Kilometer, auch kein Tropfen. Dass Brunnen auf diesen Strecken fehlen, erscheint als Vorwurf für die Regierung. Denn sicher enthält der schwere Tonboden dieser Hochebene unterirdische Wasseradern. Auch vermisst man sehr die Gelegenheit, den Telegraphen zu benutzen. Der Draht zieht sich teilweise über unseren Köpfen hin. Doch es fehlt an Zwischenstationen, um Nachrichten aufzugeben, wie solche in Erythrâa auf der ganzen Linie vorhanden waren.

In Gadâref hatte ich den Vorzug zusammenzutreffen, und 3 Tage zu verweilen, mit Slatin-pâcha, dem Verfasser von Feuer und Schwert im Sudân, und mit Oberst Henry, dem derzeitigen Mudîr der Provinz Tokar. Slatin, welcher in der unmittelbaren Umgebung der beiden Chalifen Mohammed-Ahmed und Abdullahi, 12 Jahre lang, zu Omdurmân gelebt hatte und die Entwicklung des Mahdi-Reiches aus der Nähe beobachtete, wurde mir eine unschätzbare Quelle der Belehrung.

Am 24. Februar, früh morgens, begrüßte ich vom hohen Flussufer herab den Wellenspiegel des Blauen Nils. Auf seinem jenseitigen, westlichen, Ufer lag in stattlicher Breite Wâd-Mêdani, mit circa 12000 Einwohnern. Dieser Ort figurirt auf unseren deutschen Karten als Wold-Medîne. Diese unrichtige Schreibweise scheint zurückzugehen auf eine Angabe Junkers (p. 172). — Dass hier ein Irrtum vorliegt, beweisen auch die inzwischen erschienenen amtlichen Publikationen der Sudân-Regierung.

Hier, in Wâd-Mêdani, löste ich meine Karawane auf und charterte eine Nil-Barke zur Hinabfahrt nach Chartûm. Der dortige Vertreter der Sudân-Regierung, Kapitän Roberts,

stellte eine solche, bemannt mit einem räs und 4 berberinischen Matrosen, zum Selbstkostenpreise der Regierung, mir zur Verfügung. Meine Maultiere, meine Zelte, meine Dienerschaft, ich selbst fanden bequem darauf Platz. —

Nur in den Regenmonaten, von Juni bis Oktober, wird dieser Blaue Nil von Dampfern befahren, welche dann den 685 Kilometer langen Weg von Chartûm bis Roseires, an der abessynischen Grenze, regelmässig zurücklegen; jetzt im März, wo der Wasserstand $\frac{1}{2}$ Meter nicht übersteigt, kann der schöne, und breite Strom nur mit flachlaufenden Barken befahren werden. Ich legte die 237 Kilometer lange Strecke von Wād-Médani bis Chartûm in sieben Tagen zurück, indem wir des Nachts meist vor Anker gingen.

Nach den Anstrengungen des Karawanenlebens waren das wahrhaft erquickende, und für die geistige Arbeit förderliche, Tage.

Ich blieb Herr der Lage, konnte landen wo es mir gefiel, um vom Ufer zurückgezogene Siedelungen zu besuchen, deren sorgsame Kulturen zu durchwandern und einen Jagdzug zu veranstalten, wobei auch die, sehr zahlreich sich hier zeigenden, Krokodile nicht vergessen wurden.

In Chartûm stellte ich mich alsbald dem Gen. Gouverneur des Sudân, Sir Reginald Wingate, vor und wurde von ihm mehrfach auf das Freundlichste empfangen und eingeladen.

Es ist der berühmte Sieger von Umm-Debrikat, wo er, 14 Monate nach der Schlacht bei Omdurmân, den flüchtigen Chalifen Abdullahi einholte und schlug. Abdullahi gab sich hier, umgeben von seinen Emîren, in heroischer Weise den Tod.

Da das einzige Hôtel in Chartûm für die tägliche Verpflegung, pro Person, 30—40 Franks verlangt, so liess ich mein Zeltlager aufschlagen, zumal ich alles zu einem unabhängigen Leben Erforderliche, als Koch, Dienerschaft, Reittiere, Zelte bei mir führte. Und ich wählte für mein Zeltlager ein Palmenwäldchen, hart am Nil-Ufer, auf dem Westende der Stadt. Von hier aus hatte ich einen Weg von nur

30 Minuten nach dem benachbarten Omdurmân. Denn diese, noch immer von 50000 Sudânern bewohnte, Stadt hatte, als die ehemalige Zentrale des Mahdi-Reiches, ein weit grösseres Interesse, als Objekt meiner Studien, denn das seit 1898 aus seiner völligen Zertörung sich langsam erhebende Chartûm, welches einen durchaus modernen Anstrich annimmt. Zur Zeit ist es eine englische Beamtenstadt von ca. 7000 Einwohnern, zu welchen die nicht sehr angenehmen Griechen ein grosses Kontingent liefern.

Dagegen, Omdurmân steht noch ganz so da, wie es Abdullahi am 2. September 1898 verliess, mit des Chalifen Palast, dem Bet-el-mal, dem Quartiere der Bâgara und dem grossen Moscheeplatze, auf dem einst 70000 Beter, Schulter an Schulter gereiht, vor Allah sich neigten; daneben die Trümmer der, leider durch Kitchener nachträglich gesprengten Kubba, der Grabkapelle des ersten Mahdi. Und durch die Strassen von Omdurmân wogt noch immer jenes bunte Gemisch aller Abkömmlinge der Sudân-Stämme, wie sie die bewegte Woge der heissen Mahdia-Zeit hier zusammenwarf. In Omdurmân fand ich auch noch den würdigen Pater Ohrwalder, den gegenwärtigen Chef der Schilluk-Mission, bereit über seine mehrjährige Gefangenschaft unter Mohammed-Ahmed, sowie über des Mahdi Leben und Wirken, aus eigener Augenzeugenschaft, mir Auskunft zu geben. Damit bin ich zu dem Hauptthema dieses Abends gelangt:

„Die mohamedanische Bewegung im Sudân!“

Der Stifter und Hauptträger dieser Bewegung ist Mohammed-Ahmed-el-Mahdi, d. h. der Meister, mit dem Zusatze Chalifât-er-rasûl, d. h. der Nachfolger des Propheten.

Er ist der Mann, welchem es gelang, innerhalb 4 Jahren, in Siegen, Schlag auf Schlag, die seit 60 Jahren bestehenden Autoritäten aus dem Sudân hinwegzufegen, und damit ein Territorium von 2,700,000 □-Kilometern sich zu Füssen zu legen, sowie ein Reich zu gründen, welches, nach 16jähriger Dauer, nicht die Übermacht eines Feindes, sondern nur die

Unweisheit seines Nachfolgers zu Falle brachte. Denn, Sir Herbert Kitchener fand bereits einen entwurzelten Thron vor, als er am 2. September 1898 seine Kanonen vor der Seriba von Kèrri aufpflanzte.

Der Stifter jener Bewegung, welche mit einer Staatenbildung endigte, konnte kein gewöhnlicher Mensch; und ein Haupt, zu dem 18 Millionen voll wachsender Ehrfurcht aufschauten, konnte kein Charlatan sein.

Mohammed-Ahmed war der Sohn eines armen Schiffszimmermanns zu Dongola. Wie die meisten Leute dort, kannte er nicht genau Tag und Jahr seiner Geburt. Vermutlich war es das Jahr 1848. Den Unterricht in den Anfangsgründen der arabischen Sprache, sowie des Quorân erteilte ihm sein Vater. Denn die mohammedanische Familie ist weit mehr die Pflanzstätte religiöser Impulse und elementaren Erkennens, als bei uns.

Bei der geringen Entwicklung des öffentlichen Unterrichts im Oriente, ja bei dem Fehlen einer Hierarchie, fühlt jeder Familienvater in sich die Pflicht, solchen Mangel zu ersetzen, indem er selbst Priester und Lehrer seiner Kinder wird. Die Wurzeln der religiösen Energie des Islâm finde ich in dieser ersten Durchbildung des Familienlebens.

Der kleine Mohammed begleitete auf einer Wanderung nach Chartûm seinen Vater, der aber kurz vor der Erreichung seines Zieles, in Kèrri, starb. Hier, nach des Vaters Begräbnis, blieb der verwaiste Knabe, ohne nach Dongola zurückzukehren; und charakteristisch ist es, dass er nun, aus eigenem Triebe, in eine niedere Quorân-Schule hier eintrat, ohne irgend einen Familienanschluss.

Wer den Orient kennt, weiss, dass kleine, elternlose Kinder mit grosser Selbständigkeit, und ohne zu darben, dort ihr Leben zu fristen vermögen. Man hat einen bezeichnenden Ausdruck für sie, sie heissen „Askr-susa“. Oft habe ich diese kleinen Kameraden beobachtet, wie sie in milden Nächten in den Säulenhallen irgend einer Moschee, dicht aneinander gereiht, auf dem Steinboden schlafen. Bei ihrer Bedürfnis-

losigkeit nähren sie sich unschwer von den Brosamen, welche von der Reichen Tische fallen, zumal es religiöse Vorschrift für jeden mohammedanischen Haushalt ist, keine Speisereste für den kommenden Tag aufzuheben, sondern alles an die Armen zu verteilen. — Ein langes Hemde (tobe), eine rote Kappe (schechia), beides ausreichend zur Bekleidung, und lange vorhaltend, spendet irgend eine freundliche Hand; wie ja die Wohltätigkeitsvorschriften nicht blos auf den Blättern des Quorân stehen, sondern auch im grossen Umfange geübt werden.

Freilich nicht alle diese kleinen Vagabunden werden Heilige und Propheten.

Mohammed-Ahmed erwarb sich die Liebe seines Lehrers durch Fleiss und Frömmigkeit. Als er so weit gekommen war, dass er den arabischen Text der 114 Suren des Quorân auswendig konnte — (und das können sehr viele Moslimim, ohne darum für Gelehrte sich zu halten) — ging er nilabwärts nach der Stadt Berber zu dem weisen Mohammed-el-Cherr, um dort auch die Auslegung jener Suren zu studieren, zum Zwecke juridischer und theologischer Durchbildung. Hier auch zeichneten ihn aus gottesfürchtiger Wandel und grosser Studieneifer. —

Nach einigen Jahren theoretischer Durchbildung pilgerte er nach Chartûm, um die Askese zur Gelehrsamkeit zu fügen. Er wurde ein Derwisch, und trat ein in den, besonders strengen, Orden der Samania. Da indessen die mohammedanische Mönchsregel ein Zusammenwohnen ihrer Glieder nicht fordert, vielmehr begabte Genossen gerne als Reiseprediger entsandt werden, so wurde der begabte und redegewandte Mohammed Ahmed ein solcher. Sennaar, Kordofân, Dâr-Fôr durchzog er; wurde selbst bekannt, und erwarb ausgebreitete Kenntnis über Land und Leute, sah die Willkür, die Korruption, die Erpressung der verrotteten, ägyptischen Päscha-Wirtschaft. Als Sohn des Volkes lernte er fühlen mit dem, in unerhörter Weise geknechteten, Volke, welches nach Erlösung schrie.

Doch die Stunde war noch ferne! —

Mohammed, ein Mann, in dem nun zur geistigen Überlegenheit praktische Erfahrung sich gesellte, zog sich als Einsiedler zurück nach Aba, einer geräumigen, waldreichen Insel, umschlungen von den Armen des weissen Nils, auf der Grenze beider Provinzen Sennaar und Kordofân, etwa unter dem 13. Grad nördlicher Breite, also im Herzen des Sudân. Hier lebte er nun Jahre lang das denkbar stillste und einfachste Leben, für seinen eigenen Bedarf den Boden bestellend. Zu ihm gesellten sich zwei Brüder, welche, folgend dem Handwerk ihres Vaters, Nilbarken aus Akazienholz zimmerten. Das sah nun alles ganz einfach aus, und hatte nichts gemein, weder mit angestrebtem Schlachtenruhmeh noch mit beabsichtigter Staatslenkung.

Die Einsamkeit war von jeher ein fruchtbarer Schoss für grosse Pläne und führende Geister. Durch Mohammeds Seele wogte eine Welt, in der Einsamkeit hier sollte sie Gestalt finden. Wir besitzen aus seiner späteren Chalifenzeit Flugblätter, welche seine Boten durch den Sudân trugen. Sie werfen ein Licht auf den Inhalt dieser einsamen Stunden. Darin heisst es:

„Ich empfang Offenbarungen Gottes nicht im Zustande der Extase, oder des Traeumens, sondern wachend und mit abgeklaerter Seele. Mir nahete Gott selber, indem er sprach: „Du bist geboren aus dem Lichtstrahl meines innersten Herzens! Gehe, reformiere die Moslimim und gründe das Reich, dem der ewige Friede folgen wird.“ — Dann trat zu mir der Prophet, legte ein Schwert in meine Hand und sprach: „Mit diesem Schwerte wirst du siegen; denn Azrael, der Engel des Todes, sein leuchtend Banner in der Rechten, wird dir voranschreiten, und Schrecken wird fallen auf deine Feinde!“ —

Die subjektive Wahrheit dieser Mitteilungen wage ich nicht zu bestreiten; denn Mohammed-Ahmed hat bis an sein Lebensende den Glauben an seine göttliche Sendung sich bewahrt. Allein, wie steht es mit deren objektiven Richtig-

keit? — Sind solche Jnspirationen denkbar? — Gott, der den Menschen schuf und ihn geistig begabte, besitzt doch ohne Zweifel den offenen Weg, sich jedem Wesen, und nicht bloß im Rahmen der in der Welt geoffenbarten Weisheit, sondern auch, in unmittelbarer Weise, mitzuteilen. So behauptet auch Paulus, entrückt worden zu sein bis in den 3. Himmel, um dort zu hören unaussprechliche Worte. Und Gôtama, der Stifter des Buddhismus, versichert unter jenem Asvattha-baum die Befehle Gottes empfangen zu haben! Inspirationen sind ebenso denkbar, wie notwendig, für den frischen Entwicklungsgang der Welt. Man kann sich das Auftreten tief einschneidender Geister, wie eines Luther, Goethe, Bismarck garnicht vorstellen ohne einen direkten Anstoss von oben; nur dass dieser Impuls, mehr oder weniger deutlich, in das subjektive Empfindungsleben eintritt. Dazu kommt bei dem Orientalen der starke religiöse Trieb, wie Goethe in seinem Divan von ihnen treffend sagt: „Der Glaube weit, eng der Gedanke!“ — und der hohe Schwung ihrer Phantasie.

Der Einsiedler von Aba besass eine bezaubernde Persönlichkeit. Als Abdullahi, sein späterer Nachfolger im Chalifenamte, aus dem fernen Dâr-Fôr, nur mit einem Wasserschlauche und einem Säckchen Durra, auf einem kleinen Esel, zu ihm kam, da war er von dem Anblick dieses Mannes wie gefangen:

„Wie ich in sein Angesicht schaute, vergass ich
„alle überstandenen Leiden. Ich sah nur auf ihn, hoerte
„nur auf seine Worte und musste allen meinen Mut auf-
„bieten, um, nach langem Zaudern, ihn anzusprechen!“*)

Der Ruf von Mohammeds Heiligkeit wuchs ins Weite. Pilger aus allen Orten strömten herbei, siedelten in seiner Nähe sich an. Es bildete sich eine Gemeinde. Selbst die Dampfer der Regierung passierten nicht die Insel, ohne anzuhalten, damit die Besatzung, knieend, den Segen des frommen Derwisch erhalte. Das ganze Gesire, die Stämme des weiten

*) Nach einer Mitteilung Abdullahis an Slatin; pag. 122 ff. „Feuer und Schwert im Sudân“; Leipzig 1896. —

fruchtbaren Gebietes, zwischen dem Blauen und dem Weissen Nile, begannen zu ihm zu pilgern, um dem erleuchteten Manne zu huldigen. Diese Bewegung nahm, durch das Anschwellen so starker Menschenmassen, einen politischen Charakter an.

Abd-el-Rauf-pâcha, damaliger Gen. Gouverneur des Sudân, ein Renegat, unfähig, den Herzschlag dieser Bewegung zu erfassen, beging die Ungeschicklichkeit, den Propheten zu beleidigen. Er schickte einen Hauptmann zu ihm mit dem barschen Befehle: „Mohammed habe sofort in Chartûm vor dem stellvertretenden Landesherrn zu erscheinen, um sich zu rechtfertigen.“ Voll Würde gab Mohammed zur Antwort: „Nie werde ich Chartûm betreten, um mich zu rechtfertigen!“ Er hat sein Wort gehalten. Denn, als er Chartûm betrat, am 27. Januar 1885, lag Chartûm vor seinen Füßen in Trümmern, und von der ägyptischen Pâcha-Herrlichkeit war nicht mehr eine Spur vorhanden. Darauf entsandte Rauf-pâcha 2 Dampfer, bemannt mit 300 Soldaten, und dem Auftrage, Mohammed-Ahmed in Ketten nach Chartûm zu führen. Sämtliche 300 Mann, kaum gelandet, wurden, samt ihren Offizieren, von des Propheten Anhängern überfallen und niedergemacht. Nur die nackten Schiffe entkamen. Damit war das erste, unheilvolle Blut geflossen, und durch die Regierung selbst war der Streit dem Katheder entrückt und auf das Schlachtfeld gelegt.

Auf beiden Seiten begannen nun die Rüstungen. Der Einsiedler von Aba gab die nicht mehr der Sachlage entsprechende Rolle der Kontemplation auf, sowie die strategisch unhaltbare Stellung auf einer Insel. Er betrat das Westufer des Weissen Nils in Kordofân, um die Bevölkerung auch dieser Stromseite zu gewinnen. Im langen Zuge folgten seine Schüler nach, sowie einzelne Stämme der Gezîre. Es liess sich an, wie der Auszug der Kinder Israel aus Ägyptenland. Und Mohammed-Ahmed versäumte es nicht, seine gegenwärtige Zwangslage in Vergleich zu stellen mit des Propheten Flucht aus Mekka nach Medîna (der Hedjîra am 28. Juni 622). Seine

eigene Würde, sowie der Mut seiner Anhänger, hob sich durch diesen Vergleich.

Uns sesshafte Nordländer mutet seltsam an das Hinrollen solch eines Wanderstromes; nicht so den an Karawanenzüge und Nomadenleben gewohnten Orientalen.

Ziel ihrer Wanderung war das im Süden von Kordofan gelegene Bergland: Djebel Gedir. In der Mitte zwischen El-Obeid und Fashoda, etwa in der Grösse unseres Harzgebirges. —

Rauf-pâcha war in Chartûm abgelöst worden durch Giegler-pâcha, ebenfalls einen Renegaten. Auch dieser Gen. Gouverneur beging den Fehler seines Vorgängers. Er verkannte den schweren Ernst der Bewegung, die sich vielleicht, in diesen ersten Anfängen, noch hätte bemeistern lassen; er behandelte das Ganze wie eine lächerliche Komödie. Ein Beobachtungskorps wurde von ihm entsandt, 4 Kompagnien. Diese folgten dem Wanderzuge, ohne denselben anzugreifen. Die Derwische erreichten ungehindert ihren Bergungsort.

Hier liegt eine sehr wichtige Etappe für die ganze Bewegung der Mahdia.

Mohammed-Ahmed wusste genau, nicht mehr vom Schall des Wortes, sondern vom Klange des Eisens, hing jetzt die Entscheidung ab. Er kannte der ihn umgebenden Scharen starken religiösen Trieb, sowie ihre kriegerische Anlage! — Doch Anlage ohne Schulung, was bedeutet sie auf dem Schlachtfelde? Um Organisation und um Übung handelt es sich hier! — Dazu gehörten Ruhe und Zeit! — Beides fand er unter dem Schutze jener Berge! —

Wie einst Israel, flüchtend aus Ägyptenland, mit der Aufgabe, ein Land zu erobern und darin das beherrschende Volk zu sein, unter der Führung des weisen Moses, vor allem den Schutz des Sinai-Ring-Gebirges aufsuchte, um dort 11 Monate lang sich zu organisieren, und militärisch zu stärken zum Vorstoss gegen Kanaan: so auch die Derwische hier, unter der Führung von Mohamed-Ahmed. Er liess seine Leute

hier militärisch drillen, stärkte in ihnen das Selbstgefühl und gab ihnen dann eine grosse, leitende Idee.

Er teilte jetzt allen mit, was bisher ein Geheimnis nur weniger gewesen war, dass er als den von Gott gesandten Mahdi sich fühle und gewillt sei die Fahne des heiligen Krieges zu entrollen. Er versprach ihnen den Schutz des Höchsten. Gleich die jüngste Erfahrung, dass die Regierungstruppen auf dem Marsche sie nicht angegriffen hätten, deutete er aus als eine, in ihre Herzen von Gott gesenkte, Furcht!

Die Hoffnung, dass gegen Ende der Tage ein von Gott gesandter Reformator auftreten werde, um den Islâm von fremden Einflüssen zu reinigen und seine Anhänger zu grossen Siegen zu führen, ist eine alte Überlieferung des mohammedanischen Orients.

Jene innere Vertiefung und soldatische Vorbereitung vollzog sich hinter dem Schutz dieser Berge des Djebel-Gedir. Ein ungeordneter Haufe, hatten sie jenes Gebiet betreten, militärisch geschlossen und mutentflammt traten sie heraus.

Der Erste, welcher diese Veränderungen spüren musste, war Raschîd-bey, der Mudîr von Fashoda. Er wurde im offenen Felde von den Derwischen geschlagen, und mit allen seinen Leuten niedergemacht.

Nun konnten die Machthaber in Chartûm den Ernst der Lage nicht mehr verkennen. In Hast warf man 4000 Mann nach Kordofân unter dem Befehl des Jussûf-pâcha-el-Schellali. Der war ein erprobter Feldherr. Unter dem tatkräftigen Gessi hatte er einst in Dâr-Fôr, in dem Kriege gegen Zubêr-pâcha-Râchama sich Lorbeeren verdient. Und zu ihm stiess ausserdem, von El-Obeïd kommend, der schneidige Reitergeneral Abdullahi-Dafallah mit 2000 Mann. In Kaua, am Westufer des Weissen Nils, etwas nördlich von Aba, sollte die Vereinigung erfolgen; so vereint, wollten diese 6000 Mann die, in nördlicher Richtung auf El-Obeïd zu, marschierenden Derwische in der rechten Flanke fassen.

Es war im Juni des Jahres 1882.

Waren die bisherigen Kämpfe lediglich Scharmützel gewesen, hier galt es eine Schlacht. Und niemand zweifelte wohl an dem Siege des Jussûf-pâcha. Welch eine Ungleichheit schon in der Bewaffnung! — Die Derwische besaßen kein einziges modernes Feuegewehr, sondern nur Schilde, Schwerter, Speere, 2 kürzere zum Wurf und einen längeren zum Nahkampf; dazu nichts an Artillerie. Dagegen die 6000 Mann Regierungstruppen waren mit alle dem auf das Beste versehen. Gewiss, die Kopffzahl abgerechnet, galt es hier einen höchst ungleichen Kampf! —

Und doch! — Das Unerwartete trat ein. Der Sieg fiel den Rebellen zu! — Die Regenzeit war eingetreten. Das Land lag da wie ein grosser Sumpf. Ermüdet und durchnässt hatten die ägyptischen Bataillone ein Biwak bezogen, mit schlecht ausgestellten Vorposten. Stockfinster war die Nacht. Da, beim ersten Morgengrauen, zeigen sich die weissen Linien der Derwische am Horizonte. Unbemerkt rücken sie ans Lager. Geschmeidig wie die Katzen, blutdürstig wie die Tiger, dringen sie ein. Die Führer der Überfallenen springen im Nachtkleide aus ihren Zelten. Es kommt zum Handgemenge, zum Gemetzel, wo nicht mehr das überlegene Feuerrohr entscheidet, sondern der Lanzenstich, das Messer und der Dolch. Das Resultat des Tages ist: Alle 6000 Mann liegen erschlagen auf der Wahlstatt, bis auf 140, welche zurückkehren nach Chartûm, um die Hiobspost zu melden.

Die Folgen dieses Sieges waren ganz unberechenbare. Zunächst die materiellen! Geld und Pferde, Zelte und Proviant, sämtliche Transportmittel, und vor allem die bisher fehlenden Gewehre und Kanonen, nebst reicher Munition, alles das fiel den Derwischen in die Hände.

Nun vollends die moralischen Folgen! — Die Steigerung des Selbstgefühls bei den kämpfenden Derwischen nach solch einem Siege! — Hatte Mohammed-Ahmed nicht recht gehabt, wenn er sich den Abgesandten Gottes nannte? — Wie sprach dieser Erfolg für ihn! — Und dann die Wirkung nach aussen! Hatten bisher nur kleinere Leute und das lose Volk, welches

nicht viel zu verlieren hat, zu Mohammed-Ahmed sich gefunden, jetzt suchten auch die Reicheren, die Grund- und Herdenbesitzer, die Grosskaufleute und die Schêchs Fühlung mit ihm. Diese moralischen Folgen, wie überboten sie doch weit jene materiellen! —

Der Weg nach El-Obeïd, der Hauptstadt von Kordofân, lag jetzt unverkürzt ihnen offen! —

In Kairo hatte man den grossen Fehler begangen, unter dem Druck des Kabinetts von St. James, die Sklaverei im Sudân, als eine Institution, ohne alle vermittelnden Übergänge abzuschaffen. Durch einen leichtgeführten Federstrich hatte man, im Jahre 1877, 60000 im Privatdienste im Sudân stehende Sklaven in Freiheit gesetzt, ohne sich zuvor die Frage beantwortet zu haben: „Wohin nun mit diesen Tausenden los und locker gewordenen Volkes?“ Wie sind dieselben, als freie Glieder, in den vorhandenen Organismus der Gesellschaft einzuschalten? Nicht zu gedenken der Erbitterung der Arbeitgeber, welchen man, ohne irgend welche Entschädigung, die Knechte entriss und ihre Betriebe lahm legte.

Es ist klar, dass diese mit grossem Leichtsinne angefasste, mehr wirtschaftliche, als ethische, Frage neben der vorhergegangenen, das Land ausbeutenden, Raubsucht der Pchas am allermeisten dazu beigetragen hat, die Bewegung der Mahdia zu stärken. Denn die Mehrzahl dieser befreiten Sklaven sammelte sich nun, Abenteuer und Halt suchend, unter den siegverheissenden Fahnen des Mohammed-Ahmed.

Am 7. Juni 1882 war Jussûf-pâcha vernichtet worden, und am Anfange des September langten die Spitzen des siegreichen Heeres vor El-Obeïd an. Man fand die Stadt gut befestigt, auf lange verproviantiert, und befehligt von dem energischen Gouverneur der Provinz, Mohammed-pâcha-el-Sâid.

Der erste Sturm misslang. Doch der Mahdi hatte Zeit zum Abwarten. Er schonte seine Leute. 2000 Mann, von dem neuen General-Gouverneur Abd-el-Kadr zum Ersatz der bedrohten Stadt abgeschickt, und von Norden her anrückend,

fingen die Derwische auf und zerrieben sie bis auf 200 Mann. Es war nun klar, in absehbarer Zeit war von Chartûm aus keine Verstärkung mehr zu erwarten. Daher begnügte sich Mohammed-Ahmed, El-Obeïd von allen Seiten einzuschliessen, die Zufuhr abzuschneiden und dem Hunger das Werk zu überlassen. Er versagte nicht! Drei Monate und 10 Tage hielt die Besatzung aus, unter sich steigenden Qualen. Die Ledergurte der Angarêb wurden zur Speise. Leichen Verhungertes deckten die Gassen. Da stieg, am 18. Januar 1883, die weisse Fahne am Minaret der belagerten Stadt in die Höhe. Der Kommandant bat um freien Abzug. Und Mohammed-Ahmed, bei welchem Grossmut ein Charakterzug war, verzieh, obwohl er schwere Ursache hatte, zu zürnen. Denn zwei seiner Abgesandten waren erst vor kurzem in Mitten der belagerten Stadt ganz völkerrechtswidrig aufgeknüpft worden. Sein Bescheid lautete: „Weder du, noch deine Offiziere, noch deine Leute haben etwas von mir zu fürchten, vorausgesetzt, dass ihr Treue schwöret und haltet!“ —

El-Obeïd wurde besetzt, aber nicht Hauptquartier; die Heersäulen schoben sich vor nach Râhat.

Die politische Wirkung dieses Sieges war der Erwerb zweier Provinzen. Ausser dem Gezîre, der Kornkammer des Sudân, hier das an Gummy so reiche Kordofân. Militärisch wurde das Heer des Mahdi auf eine höhere Stufe gehoben durch das auch hier erbeutete starke Kriegsmaterial an Krupps, an Remingtons, nebst vieler Munition, sowie besseren Hieb- und Stich-Waffen. Dazu kam die wachsende Begeisterung! Wenn das Rauschen in den Baumwipfeln der Phantasie die Nähe des helfenden Gottes anzeigte, und der Erfolg diese Vorstellung besiegelte. Denn nichts stärkt uns Menschen das Herz so sehr, als wie das Gefühl von dem Segen, welcher sich legt auf die Werke unserer Hände! — Und nun die **Persönlichkeit** des Mahdi! — Wer durfte wohl im Angesicht dieser eroberten Fahnen, dieser erbeuteten Geschütze, dieser zertretenen Heere und Städte es ihm bestreiten, dass er der Abgesandte des Höchsten sei?

Der Mahdi war eine stattliche Erscheinung: Hoch und breitschulterig; darüber ein edelgeformter Kopf, das Antlitz leuchtend in dem Ausdruck einer meist freundlichen Milde. Wenn er lächelte, so legten, in dem braunen Gesicht, sich bloß zwei Reihen blendend weisser Zähne. Zwischen den beiden oberen Mittelzähnen bemerkte man eine Lücke, im Sudân ein Schönheitsmal und zugleich ein Glück verkündendes Zeichen. Er trug sich ausschliesslich weiss und hielt auf tadellos saubere Gewandung. Von ihm ging aus ein leichter Duft von Rosen, deren Öl er sehr liebte, und die Frauen sprachen gerne von einem rîcha-el-Mahdi, dem Weihrauch des Propheten. Wenn er ging, warf sich das Volk vor ihm auf die Kniee; man sammelte den Staub, welchen seine Sohlen traten und man stritt um den Besitz des von ihm gebrauchten Waschwassers; kurz man huldigte ihm bereits wie einem überirdischen Wesen.

Mitten in dem Kriegslärm bestieg der Mahdi mehrmals am Tage die Kanzel, um zu seinem Volke zu reden. Es waren oft strenge Worte, die Worte eines Busspredigers. Den Frauen verbot er das Tragen von Gold- und Silber-Schmuck, den Männern die Schmausereien, sowie alle be- rauschenden Getränke, als Dattel- und Palmen-Wein; selbst die Merissa, ein leichtes Bier aus Durra gebraut. Zu diesem strengen Worte fügte er aber auch die Zucht gegen sich selbst, denn seine Ernährung bestand nur aus Datteln und Kamelmilch. Nicht liebte er es, irgend jemand rauchen zu sehen. Im Hinweis auf die Vergänglichkeit aller Erdengüter verlangte er von seinen Anhängern Ernst, Selbstbeherrschung und Einfachheit. Gütergemeinschaft war sein sozialer Grund- satz. Daher bezogen weder die Offiziere noch die Soldaten einen Sold, sondern allen wurde verabreicht nur Wohnung, Kleidung, Verpflegung. Er für sich lehnte jeden Privatbesitz ab. Als aus der reichen Beute von El-Obeïd ihm auch eine Kiste, gefüllt mit 7000 Goldstücken, vor die Füsse gestellt wurde, eignete er nicht ein einziges Goldstück sich an, sondern überwies alles dem bet-el-mâl, dem Staatsschatze, zur Deckung

der Bedürfnisse aller. Welch einen Gegensatz bildete dieses zu der schamlosen Erpressungs- und Bereicherungspolitik der Pächas der Regierung, unter deren Joch der Sudân 60 Jahre lang geseufzt hatte. — Um dieser Einfachheit willen gab man dem Mahdi den Ehrentitel „El-Sâhed“, d. h. Der Entsagende!

Diese täglichen Predigten des Mahdi wurden von Tausenden mit lautloser Andacht gehört und am Schluss mit dem begeisterten Zurufe beantwortet: „Wir trinken aus dem Brunnen deiner Beredsamkeit!“

Indem so innere Erweckung mit äusseren Erfolgen Hand in Hand ging, schoben sich die Heersäulen weiter nach Chartûm vor.

Und jeder Tag brachte dem Mahdi den Zuzug neuer Scharen. Denn je mehr die Machtmittel der Regierung im Sudân zerbröckelten, um so mehr wuchs die Überzeugung im Lande, dass der Mahdi, inmitten dieses allgemeinen Zusammenbruchs, die rettende Arche sei; und die Leute befestigten sich in der Zuversicht, sich selbst zu nützen, indem sie ihm ihre Dienste anboten. Denn dieses ist das Geheimnis aller Herrschererfolge, in dem Beherrschten die Überzeugung wach zu rufen, er werde seine eigenen Zwecke unter der Hand eben dieses Gebieters am sichersten erreichen! —

In Kairo war man durch diese Vorgänge auf das Äusserste betroffen. Wie falsch waren doch jene leichtfertigen Berichte aus Chartûm gewesen, welche von einer „Komödie“ sprachen. Man sah es ein, es war durchaus nötig, das verloren gegangene Prestige durch einen eklatanten Sieg zu retten.

Doch der Chedive arbeitete zur Zeit selbst in Ägypten nur mit gebundenen Händen.

Die kraftvollen Zeiten eines Mohammed-Aly und seines tapferen natürlichen Sohnes, Ibrahim-pâcha, waren längst vorüber. Eine durch europäische Einflüsse falsch geleitete Politik hatte Ismael-pâcha zum Verschwender gemacht. Abgesetzt, hinterliess er das Land mit einer Staatsschuld von 89 Millionen Pfund und eine Bevölkerung, erbittert über die Bevorzugung

europäischer Eindringlinge. Der, aus dieser tiefen Verstimmung des Volkes sich erhebende, Militäraufstand unter Führung Ahmed-pâcha-el-Arabi hatte vollends England die langgesuchte Gelegenheit gebracht, in Ägypten sich festzusetzen. Das Kabinet von St. James begann jetzt, unter dem vielgewandten Lord Cromer, die Politik zu bestimmen, ausser für Ägypten auch für den Sudân.

Gewiss, ein eklatanter Sieg war am oberen Nile erforderlich, und auch wohl kaum zweifelhaft, falls nur ein englischer General sich an die Spitze des Unternehmens stellte. Es wurde dazu ausersehen Hicks, einst in Indien bedienstet. Er zog nilaufwärts mit 10000 Mann Infanterie, 2000 Mann Kavallerie, 42 Kanonen und einem Tross von 7000 Kamelen. Sein Unterfeldherr war der Ägypter Allah-ed-din, der neuernannte General-Gouverneur für den Sudân. Indessen durch diese doppelte Spitze spaltete sich die Einigkeit des Offizier-Korps, indem die europäischen Offiziere zu Hicks, die ägyptischen zu Allah-ed-din sich hielten. Unter beständigen Friktionen kleinlicher Etiquettenfragen, wie in wichtigen Dingen der Heeresleitung, rückte man vor.

In El-Duêm, 200 Kilometer südlich von Chartûm, stand das Heer im Oktober 1883, und trat von dem Uferplatze aus in westlicher Richtung den Marsch in das Innere an. Die Gegend ist Steppe, bestanden mit oft zwei Meter hohem, dichtem Grase, durchsetzt von Baumgruppen. Brunnen sind selten und nicht jedem bekannt. Die regenlosen Monate hatten bereits begonnen, alle Flussbetten lagen trocken. In der Hauptsache also war der Durstende angewiesen auf das Grundwasser jener trockenen Flussbetten, oder auf hier und da sich findende Regenteiche. Doch gehörte zur Benutzung dieser Hilfsquellen eine gründliche Ortskenntnis. Wie sollte Hicks, dieser völlige Neuling im Sudân, sie besitzen? — Das führte zu falschen Kommandos. Und die falschen Kommandos brachten neue Verlegenheiten. Bei dem fehlenden Wasser nahmen die Leute Bleikugeln in den Mund, um durch diese Kühlung den Gaumen zu täuschen. Zu der entstandenen

körperlichen Schwächung gesellte sich eine, mit jedem Tage sich steigernde, Lockerung der Disziplin.

Über diese verzweifelte Lage des Heeres war der Mahdi, welcher 60 Kilometer südöstlich von El-Obeid, in Birket, stand, genau unterrichtet. Seine Spione, durch das hohe Gras gedeckt, umschlichen es seit vielen Tagen. Da erfolgte der Angriff in dem dornigen Buschwalde bei Kaschgil, und er endete mit der Hinschlachtung der ganzen Armee. Der flüchtende englische Oberst Coetlogon, fast der einzige, welcher sich rettete, meldete drei Wochen später in Chartûm anlangend, lakonisch: „Hicks is finished!“ —

Es war das den 4. November 1883!

Auch zwei deutsche Offiziere kamen dort um, der Major von Seckendorf und der Stabsarzt Rosenberg. Wiederum zeigte es sich deutlich, mit welcher enormen Schwierigkeiten eine europäische Kriegführung in jenen fernen Gegenden zu rechnen hat. Hauptsächlich liegen sie in der Verpflegung einer an Bedürfnissen reichen Truppe. Die Armee des Hicks wurde überwunden mehr durch den ausbrechenden Hunger und Durst, als durch das Schwert der Feinde.

Die politische Frucht dieses Sieges war der Erwerb weiterer zweier Provinzen des Sudân. Die Gouverneure, der Engländer Lupton in der Bahr-el-Ghasal-Provinz und der Österreicher Slatin in Dâr-Fôr, jetzt von dem leitenden Zentrum abgeschnitten, übergaben beide freiwillig ihr Gebiet; nur unser Landsmann, der tapfere Emîn-pâcha, hat seine Äquatorial-Provinz noch 6 Jahre lang gehalten, bis zum April 1889, wo der hochmütige Stanley ihn dort mehr fortdrängte, als befreite.

Das hier bei Kaschgil erbeutete Kriegsmaterial war wieder ganz enorm und die Macht, wie das Ansehen des Mahdi erreichten eine solche Höhe, dass Gordon den charakteristischen Ausspruch tat: „Wenn ich der Mahdi waere, so wuerde ich ganz Europa auslachen!“ —

Der Chedive hatte jetzt die letzte Armee verloren, welche er den Derwischen entgegensetzen konnte, und von England kam der dringende Rat an ihn, den Sudân völlig aufzugeben.

Diese neue Wendung der Dinge führte zu der Entsendung Gordons, dem die schwere Aufgabe zufiel, diese Räumung vorzunehmen, d. h. alles Kriegsmaterial, alle Kassen, alle ägyptischen Soldaten und Zivilbeamten aus Chartûm, und wo möglich auch aus den übrigen Militärstationen, als Sennaar, Kassala etc. nach Wâdi-Halfa zu retten. Im Ganzen mochten das 40—50000 Seelen sein.

Gordon unterzog sich in grossmütigster Gefälligkeit dieser schweren Pflicht, denn ihm lagen zur Zeit ganz andere Anerbietungen vor. Der König der Belgier hatte den dringenden Wunsch, ihn als General-Gouverneur des neuen Kongo-Staates zu gewinnen.

Dennoch kam er! — Und mit wie ärmlichen Mitteln ausgestattet, traf er am 13. Februar 1884 in Chartûm ein, ohne Heer, ohne Geld, nur von einem Adjutanten, Oberst Stewart, begleitet.

Ich muss es mir versagen, hier genauer auf das Drama einzugehen, welches, geknüpft an den edlen Namen Gordons, in den kommenden peinvollen Monaten in Chartûm sich abspielt. Sie finden das aktenmässig und ohne alle Verschleierung dargestellt in meinem Buche: „Erythräa und der ägyptische Sudân“, welches soeben hier bei Dietrich Reimer erschienen ist.

In grossen Zügen nur kann ich das Ende hinstellen.

Bereits einen Monat nach Gordons Eintreffen, im März, wurde Chartûm von den Derwischen eingeschlossen. Auf seiner Landseite, in einer Länge von 12 Kilometern, umfassten es 5 befestigte Lager, jedes belegt mit 3—6000 Mann. Und der Stadt gegenüber, auf der Ostseite des Blauen Nils, waren starke Batterien aufgeföhren, welche über den Fluss hinweg die Stadt beschossen. Rund 3 Millionen Schüsse haben wir auf die Araber abgegeben und reichlich eben so viele empfangen, schreibt Gordon, am 29. Oktober, in sein Tagebuch. Die Belagerung dauerte aber bis zum 26. Januar 1885, volle 318 Tage, unter unsäglichen Gefahren und Entbehrungen.

In London war man wenig erfreut über Gordons Bleiben in Chartûm. Man teilte durchaus nicht die feinfühltge Auffassung des Generals, mit der er sein persönliches Los, in so zäher Weise, knüpfte an das jener farbigen Bevölkerung in der umzingelten Stadt. Man hätte es sicher gerne gesehen, wenn er, ausser Stande jene Leute zurückzuführen, sich selbst wenigstens zurückgezogen hätte. Lag doch die Nil-Linie noch frei und Dampfer standen zu seiner Verfügung. — Dass Gordon dieses mit aller Bestimmtheit als unmännlich und als unchristlich ablehnte, verdross. Man liess ihn innerlich fallen. Und, nur dem Druck der öffentlichen Meinung weichend, geschah es, dass ein Befreiungskorps hinauszog. In lässigstem Tempo erfolgte der Anmarsch. Am 15. August 1884 von Kairo aufgebrochen, stand die Truppe, nach vollen 5 Monaten, erst bei El-Metämmeh, 100 Kilometer nördlich von Chartûm; das macht eine Marschleistung von 5 Kilometern den Tag, so dass Gordon auf das letzte seiner Tagebuchblätter die Worte einträgt: „Ich bin nun überzeugt von der „unwillingness to help!“ —

Am Sonntag Abende, den 25. Januar 1885, setzte der Mahdi über den Weissen Nil, ritt die Belagerungslinie hinab, sprach die Truppen an und erteilte ihnen seinen Segen. Es war alles für einen Sturm in der nächstfolgenden Nacht vorbereitet. Und am Montage, in frühester Morgenstunde, drangen die Derwische, Schwerter in den Händen, auf der am wenigsten geschützten Westseite, da, wo die Verschanzungen zusammenstiessen mit dem Wasserspiegel des Weissen Nils, in Chartûm ein.

Moralische Erschlaffung, welche so oft die Gefährtin der Hoffnungslosigkeit wird, körperliche Entkräftung, gesteigert durch den Hunger, und vor allem die Sorglosigkeit der ägyptischen Offiziere, welche Gordon so oft zu scharfem Rügen Anlass gibt — (er meint in seinem trockenen Humor, es mache wohl die trockene Luft, dass alle Befehle hier so schnell verdunsten) — alles das machte jenen Überfall möglich. Die Truppen der Verteidigungslinie sahen sich umgangen

und streckten das Gewehr. Die Derwische durchstürmten die Strassen hinauf zum Regierungspalast. Die Dienerschaft im Erdgeschoss lag bereits in ihrem Blute, als Gordon erwacht. Er trat im Nachtkleide an den oberen Rand der Gartentreppe. Der erste Angreifer, welcher die Stufen hinanspringt, stösst seinen Speer dem General in den Leib. Gordon fällt mit dem Gesicht lautlos vorne über. Man zerzt seinen Körper in den Garten hinab und trennt hier den Kopf vom Rumpfe.

Drei Tage später, den 28. Januar, ertönen Kanonenschüsse von der Nordspitze der Insel Tuti. Es nahen zwei Dampfer, besetzt mit englischen Truppen, unter Kommando des Generals Wilson.

Endlich die Spitze des Befreiungskorps! — Die Schiffe werden von heftigen Salven der Derwische empfangen. Als Wilson hier durch sein Fernrohr beobachtet hatte, dass Gordons Flagge nicht mehr auf dem Regierungspalaste zu Chartûm wehe, lässt er das Steuerruder umlegen, und ohne einen Schwertstreich kehren die zwei Dampfer zurück. Gordons Haupt blieb also unbestritten in den Händen der Feinde.

Dem Mahdi ward es überbracht, und er betrachtete diesen Kopf mit teilnehmendem Ernste. Die Gesichtszüge trugen, noch im Tode, den Ausdruck jenes Friedens, welcher ausgereiften Charakteren eigen ist. Die blauen Augen waren halb geschlossen. Das Haupthaar und der kleine Backenbart in all den Tagen der Not fast weiss geworden. Mohammed-Ahmed beklagte des Generals Tod. Er hätte ihn gerne lebend gesehen, um eine Bekehrung an ihm zu versuchen und dann ihn auszuwechseln gegen Arabi-pâcha, der damals, in den Händen der Engländer, auf Ceylon lebte.

Volle 13 Jahre sollten nun vergehen, ehe an dieser Stelle wieder englische Soldaten erschienen. So gross war doch der Respekt, welchen des Mahdi Name und der Derwische Tapferkeit einflössten.

Mohammed-Ahmed war jetzt unbestritten der Herr in dem ganzen ägyptischen Sudân. Denn zu dem bisherigen Besitz kamen noch die drei Provinzen Tö-Kâr, Berber und Dongola.

Nach kurzen drei Jahren, in denen wie Gewitterschläge Sieg auf Sieg sich folgten, war er vom harmlosen Wanderprediger zu einem Fürsten geworden, und in seiner Armee hatten sich, unter seiner führenden Hand, jene Viehzüchter und Ackerknechte, Kameltreiber und Mönche zu gefürchteten Soldaten ausgebildet. 18 Millionen Seelen, auf einem Gebiete von 2700000 qkm, waren seine Untertanen geworden.

Hier fand die Bewegung ihren Stillstand. Und es traten an den Herrscher andere Pflichten. Er sollte nun zeigen, wie man der inneren Aufgaben ein Herr werden könnte.

Die Frucht jener Siege war der Erwerb eines Staates; mit seinem Besitz traten an den Eroberer staatsmännische Pflichten.

Mohammed ernannte zuvörderst drei hervorragende Männer seiner Umgebung zu Chalifen, welche im Frieden seine Räte, im Kriege seine Marschälle sein sollten, zugleich mit dem Rechte der Nachfolge, und zwar in folgender Rangordnung: Abdullahi-ben-Mohammed, dann Mohammed-es-Scharif, endlich Aly-valad-Helû. Jeder von ihnen empfing das Recht, fortan sein eigenes Banner zu führen: Schwarz: Abdullahi; rot: Mohammed; grün: Aly.

Die Staatseinnahmen hatten bisher bestanden nur in der gemachten Beute. Jetzt wurde angeordnet der Zehnte, erhoben von den nicht Waffen tragenden Leuten; dazu kamen die Strafgelder Verurteilter, als überführter Raucher, Trinker, Spieler. Auch liess der Mahdi zum Zeichen seiner Souveränität aus dem reichen Vorrat erbeuteter Edelmetalle Münzen schlagen in Kupfer, Silber, Gold, deren einzelne, als seltene, Stücke, noch heute in Omdurmân sich finden.

In allem tat sich kund ein Geist der Mässigung, Weisheit und Uneigennützigkeit, der, hätte er sich auswirken können, die Geschicke im Sudân anders bestimmt hätte.

Nun aber, ganz überraschend, erkrankte Mohammed-Ahmed 5 Monate nach Chartûms Fall, am Typhus, und am siebenten Tage hauchte er sein Leben aus. Auf einem schlichten Angarêb, in einem schmucklosen roten Backsteinzimmer, zu Omdurmân

lag der Tote. Die Aschráf, die Edlen des Volkes, und Sidinna-el-Aischa, des Mahdi Lieblingsgattin, umstanden sein Lager. Sein letztes Wort war der Befehl an die Umstehenden, Abdullahi, als seinem Nachfolger, zu huldigen. Dann gruben unmittelbar unter dem Angaréb, auf dem er verschieden, die drei Chalifen eigenhändig ihm sein Grab, und, in ein Leinentuch gehüllt, liess man ihn hinab. Dem draussen angstvoll harrenden Volke wurde verkündigt: „Der Mahdi sei entrückt zu einer Wanderschaft durch die Himmel, aus grosser Sehnsucht nach Gott!“

Noch an demselben Tage empfing Abdullahi, auf der Kanzel des grossen Gebetsplatzes stehend, die Huldigung! —

Es kann nun nicht meine Aufgabe hier sein, mit derselben Ausführlichkeit die Politik des Abdullahi zu zeichnen. In dem bisherigen Detail kam es ja nur darauf an, den Geist, sowie die Entschlossenheit, der Bewegung darzutun. Wen von Ihnen das interessieren sollte, findet die ausführliche Darstellung auch über Abdullahi in meinem bereits zitierten Buche.

In den 13 Jahren des Friedens, welche Abdullahi vergönnt waren, hätte er sehr wohl das überkommene Reich innerlich ausbauen und befestigen können. Dass dieses nicht geschah, lag in den Missgriffen seiner Politik. Zwar dieselbe Geistesschärfe besass er, wie sein Vorgänger, auch er war ein geborenes Herrscher-genie; allein ihm fehlte die Lauterkeit der Gesinnung. — Hatte Mohammed-Ahmed sich durch grosse Selbstlosigkeit hervorgetan (er wollte nur der Minister seines Gottes sein), so war Abdullahi das Gegenteil.

Geleitet durch Selbstsucht, fasste er den Plan, die Herrschaft über den Sudán an sein Haus zu knüpfen. Sein Streben wurde die Aufrichtung eines weltlichen Sultanats. Das brachte ihn zunächst in den Gegensatz zu den beiden anderen Chalifen, welche nach dem Willen des verstorbenen Mahdi die Erbberechtigten des Thrones waren, und führte zu innerer Spaltung, welche reichlich vergossenes Blut wieder kitten musste.

Dasselbe Streben führte auch zur Bildung einer Hausmacht! Militärisch sollte dieselbe sich stützen auf die ihm verwandten Weststämme Dâr-Fôrs, die Bâgara. Er verpflanzte dieselben nach Omdurmân, formte sie zur Leibwache um, stattete sie verschwenderisch aus. Dadurch wurde die Eifersucht der übrigen Stämme wach. Und finanziell sollte sie sich stützen auf ein zu bildendes Hausvermögen. Denn des äusseren Glanzes bedarf ein Herrscherhaus.

Solches Streben bedeutete den Bruch mit den kommunistischen Gedanken seines Vorgängers und mit dem System der Einfachheit, welches dieser gepredigt. Von dem Chalifenhause zu Omdurmân floss aus der wiedererwachte Sinn für Luxus. Die Weiber behingen sich wieder mit Gold, und die Männer, in leitender Stellung, sammelten sich geheime Fonds auf dem Wege der Unredlichkeit. Aus der bisherigen demokratischen Masse erhob sich eine Aristokratie, welche durch Wohlleben und erworbene Sonderrechte den anderen zu imponieren trachtete. So umspannen moralische Zersetzung und politische Intrigue einen sich bildenden Hof, dessen Haupt in das finsterste Misstrauen sich hineinbrütete; ein Misstrauen, welches die Mutter ungezählter Grausamkeiten wurde.

War Mohammed-Ahmed ein Prophet gewesen, so ward Abdullahi ein Despot. Es begann unter seinen Händen die Theokratie sich, nach und nach, umzubilden in ein Sultanat. Und diese Umbildung war es, welche vornehmlich die Ursache wurde für die Entwurzelung des Mahdi-Reiches. Denn Staaten dürfen sich niemals, ungestraft, in den Widerspruch setzen mit den Ideen, welche sie schufen.

Abdullahis Reich befand sich bereits in Zerfall, als die Engländer, am 2. September 1898, bei Kêrri ihre Geschütze aufzuziehen.

Und doch, trotz all dieser Missgriffe und Misshandlungen, mit welchem Heldenmute haben, auf jenem Schlachtfelde von Kêrri, sich nicht die 40000 Derwische geschlagen; mit welcher Treue sammelten sie sich nicht noch einmal, ein Jahr später, um den flüchtigen Herrscher bei Umm-Debrikat,

am 23. November 1899, um hier ihr Leben für ihn einzusetzen. Als Wingate über das Schlachtfeld ritt, fand er Abdullahi tot und um ihn, wie einen schützenden Wall, tot seine Emîre, tot seine Leibwache. Es liegt etwas Grosses in dieser hingebenden Treue, in diesem Bluten für eine Idee, der man sein ganzes Herz erschloss.

Lord Kitchener of Chartûm telegraphierte am Abende des Einzuges von Omdurmân seiner Königin als Resultat des Tages:

„the consequent extinction of Mahdism in the Sudân.“
Er hat damit zu viel behauptet. Der Gedanke, dass am Ende der Tage ein Meister (Mahdi) auftreten werde, um den Islâm von fremden Einflüssen zu reinigen, und die mohammedanischen Völker zu neuen Siegen zu führen, lebt fort im Bereiche der islamitischen Welt, und ist durch die Kanonenschüsse von Kêrrieri nicht getötet. Trotz jener Niederlage blieb den Leuten der Besitz von dem Bewusstsein ihrer Kraft, von der Erinnerung an die einst erfochtenen, glänzenden Siege und von der Schöpfung eines Staates, in dem sie die Gebieter waren. — Ja, mit der Zähigkeit, welche dem konservativen Geiste des Orients eigen, wird diese Erinnerung in Söhnen und Enkeln nicht erlöschen.

Doch, die Erhebung zu einer grossen, gemeinsamen, politischen Aktion findet bei diesen Sudânern ihr Hemmnis in einer Eigenschaft, welche ihre Stärke, und zugleich ihre Schwäche ausmacht. Ich meine das starke, einigende Band ihrer Familien- und Stammesgemeinschaft. Das Haupt einer Familie, der Schêch eines Stammes, sind dort unbestrittene Autoritäten. Doch diese enggeschlossenen Kreise haben zu ihrer Kehrseite den Hang zum Partikularismus. Sehr leicht erhebt sich Eifersucht zwischen den Stämmen. Diese Neigung zum Partikularismus, welche gemeinsamen Unternehmungen feind ist, überwindet schwer eine politische Formel, aber leicht eine religiöse Idee; wie die Religion ja in seltener Stärke die Moslimim beherrscht. Alles kommt darauf an, dass ein religiöser Held auftritt, fähig und entschlossen die verborgenen

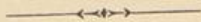
Flammen zu wecken. Solch ein religiöses Genie, dem dieses gelang, war Mohammed-Ahmed-el-Mahdi. Daher seine Erfolge! —

Von den 300 Millionen Seelen, welche heut zum Islâm sich bekennen, gleitet die Arbeit der christlichen Mission ab, wie der Wassertropfen von dem Federkleide der Ente. Ich kenne nur einen Araber, der überzeugter Christ wurde. Dagegen beobachten wir des Islâm rasch zunehmenden Fortschritt, namentlich in Afrika. Und das ist umso erstaunlicher, als der Islâm keinen Priesterstand, keine Missionsanstalt, keinen offiziellen Religionsunterricht kennt.

Zu dieser religiösen Expansion gesellt sich, zur Zeit, das starke Erwachen des nationalen Selbstgefühls, welches sich ausspricht in der Formel: „Afrika den Afrikanern!“ — Dieses Gefühl ist heute lebhafter als im Jahre 1870, wo Professor Schweinfurt diese Sudâner schon verglich mit den Stacheln ihrer Akazien, welche, abwehrend, jeden europäischen Eindringling zu fragen scheinen: „Warum kommst du in mein Land? — Gehe ich doch nicht in das deine!“ —

Ich kann also die Zuversicht des Lord Kitchener nicht teilen, welche den Mahdismus im Sudân für erloschen erklärt. Der Zündstoff ist vorhanden, und der zündende Funke kann sich finden. Das rasche Ansammeln von Heeren ist nirgends leichter, als dort, wo das Nomadenleben auf die rollende Bewegung hinweist. Die Verpflegung solcher Heere ist aber keine Kunst, deren Glieder von Durrabrei zu leben, und auf nackter Erde zu schlafen gewohnt sind. Für militärischen Drill ist, nach Gordons Urteil, der Sudâner besonders beanlagt, und geradezu erstaunlich ist seine Kaltblütigkeit gegenüber Wunden und Tod! —

Das sind die Leute, welche ich heute Ihnen zu zeigen vorhatte, und von denen, soweit der enge Rahmen dieses Vortrages es zuliess, ein Stück ihrer Geschichte sich entrollte.



Abteilung Berlin-Charlottenburg

der Deutschen Kolonial-Gesellschaft.

==== Verhandlungen 1903/05. ====

Band VIII. Heft 4.

Dr. O. Franke

**Was lehrt uns
die ostasiatische Geschichte
der letzten fünfzig Jahre?**

Vortrag,

gehalten in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen
Kolonial-Gesellschaft am 23. Februar 1905.



Berlin 1905
Verlag von Dietrich Reimer
(Ernst Vohsen)

4.6

Der Vorstand der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft setzt sich zusammen aus den Herren:

Der I. Vorsitzende: Prinz von Arenberg, M. d. R. u. d. A.-H.

Der stellvertretende Vorsitzende: Kontre-Admiral z. D. Strauch.

Der II. stellvertretende Vorsitzende: Generalleutnant v. Kettler.

Der Schriftführer: Emil Selberg.

Der stellvertretende Schriftführer: Konsul Wallich.

Der Schatzmeister: Arthur Schmidt-Lorenzen.

von Bitter, Wirkl. Geh. Rat, Oberpräsident a. D.

Bormann, Geh. Ober-Reg.-Rat z. D.

Fritz Friedländer, Geheimer Kommerzienrat.

Imberg, Rechtsanwalt.

G. Kollm, Hauptmann a. D.

Kraetke, Staatssekretär des Reichspostamtes.

Jul. Pintsch, Kommerzienrat.

Dr. Schön, Regierungs-Rat.

Simons, Major z. D.

W. Staudt, Konsul.

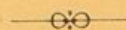
Valois, Vize-Admiral z. D.

Ernst Vohsen, Konsul a. D.

Zur Erwerbung der Mitgliedschaft der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft wolle man sich an den Schriftführer Herrn Emil Selberg, Berlin NW. 40, Roonstr. 9, wenden, der das Weitere veranlasst.

Der Jahresbeitrag beträgt minimal M. 9.—.

Sämtliche Mitglieder erhalten die 52 mal im Jahre erscheinende Deutsche Kolonialzeitung und haben das Recht zur Teilnahme an allen Vorträgen und Veranstaltungen der Abteilung.



4)

**Was lehrt uns
die ostasiatische Geschichte
der letzten fünfzig Jahre?**

Vortrag

von

Dr. O. Franke. ✓



571069

Der nachstehende Vortrag des Herrn Dr. O. Franke wurde am 23. Februar 1905 in der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonialgesellschaft gehalten.

Meine Herren!

Die ostasiatische Geschichte der letzten fünfzig Jahre ist im wesentlichen die Geschichte der modernen Beziehungen zwischen dem Abendlande und Ostasien. Ich sage moderne Beziehungen, weil die Verbindungen allgemeiner Art mit dem fernen Osten, und zwar geistige wie wirtschaftliche, natürlich weit älter sind als fünfzig Jahre, während die Beziehungen, die heute zwischen den beiden Welten bestehen, ihrem Wesen nach verschieden davon sind. Jene älteren Verbindungen waren urwüchsiger, privater, unbestimmbarer Art, die modernen Beziehungen dagegen sind staatsrechtlich geregelt, amtlich codifiziert und einseitiger Änderung entzogen. Sie beruhen auf Staatsverträgen und nehmen daher ihren Anfang mit dem Abschluss des ersten dieser Verträge, d. h. mit dem englisch-chinesischen Verträge von 1842. Tatsächlich wirksam geworden sind die damit geschaffenen neue Beziehungen freilich erst um mehr als ein Jahrzehnt später. Seit jener Zeit ist die Geschichte der ostasiatischen Völker, und zwar ihre innere Entwicklung sowohl, wie ihr Verhalten nach aussen, fast ausschliesslich bestimmt worden durch die Wirkung dieser neuen Beziehungen. Da die Ursachen, die geschichtsbildenden Faktoren für jene Völker gänzlich neu waren, so mussten auch die Wirkungen entsprechend sein und der historischen Entwicklung einen völlig anderen Charakter verleihen als den, den sie vorher gehabt hatte. Wenn wir heute, nach Verlauf eines halben Jahrhunderts, diese Entwicklung überblicken, so wird uns nicht zum wenigsten die ausserordentliche Beschleunigung auffallen, mit der die Geschichte in diesem Zeitraum fortgeschritten ist, eine Beschleunigung, die selbst für uns Abendländer etwas überraschendes, fast möchte ich sagen etwas beängstigendes hat, geschweige denn für die beschaulichen

Völker des Orients, an denen bis dahin die Jahrhunderte in gleichmässigem Schritt vorbeigezogen waren. Frieden und Krieg, Glück und Unheil hatte zwar auch ihnen die Zeit in wechselnder Reihe gebracht, aber schliesslich waren es doch immer dieselben leicht verständlichen Bilder, die sich vor ihnen abrollten, denn der Geist, der jene Bilder beseelte, war ihnen seit Jahrtausenden vertraut. Es war der Urväter Weisheit, die sie wirken sahen, und deren Anfang für sie mit dem Beginn der Schöpfung zusammenfiel, ewige Gedanken, deren Träger wohl wechselten, die aber selbst unberührt blieben vom Lauf der Dinge, unabänderlich, unzerstörbar wie das Firmament des Himmels, dem sie entstammen sollten.

Da kam der Wendepunkt in der Geschichte auch für sie. Hinter den Bergen und Wüsten, hinter denen sie nur andere Berge und andere Wüsten vermutet hatten, lagen neue Welten, von deren Inhalt sie nichts geahnt, Welten mit vorwärtsdrängenden Völkern, die von ihrer Rasse-Energie getrieben wurden, den Erdball zu durchforschen und nutzbar zu machen. Diese Neulinge drangen auch ein in die Jahrtausende alte Gleichmässigkeit des fernen Ostens; neue Gedanken, neue Gesetze, neue Kräfte brachten sie mit sich, alte Schranken rissen sie nieder und mit unerhörten Forderungen traten sie auf. So begann eine neue Zeit, für die man in der Vergangenheit vergeblich nach einem Vorbilde suchte. Wandlungen, die früher Jahrhunderte zu ihrer Entwicklung gebraucht hatten, schienen sich im Laufe weniger Jahre zu vollziehen, die Ereignisse drängten einander, und immer rascher, immer stürmischer wurde der Gang der Geschichte, je mehr die Kräfte des Abendlandes sich entfalteten, je zahlreicher, je verschiedener, je feindseliger unter einander die Völker wurden, die es entsandte, und je mannigfaltiger die Bestrebungen waren, denen sie nachgingen.

Die Welt, in die das Abendland mit seinen Staatsverträgen und seinem politischen Ausdehnungsbedürfnis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts eindrang, war die chinesische Kultur-Sphäre, mit Grössen-Verhältnissen, denen gegenüber

die westlichen Kultur-Gebiete, Hellas und Rom mit eingeschlossen, als winzige Gebilde erscheinen. Die Völker, die man allmählich näher kennen lernte, waren geistig alle, politisch fast alle abhängig von dem mächtigen Weltstaate, der sich mit Recht — von seinem Standpunkte — als „das Mittelreich“, das Zentrum der Welt betrachten konnte. Es währte nicht lange, bis der kluge Fremdling herausfand, dass dieser gewaltige hierokratische Staat mit dem „Himmelssohn“ an der Spitze politisch keineswegs so fest gefügt war, dass man nicht einige äussere Bestandteile ohne grosse Schwierigkeit davon lösen konnte. England und Frankreich waren infolge ihrer früheren Beziehungen zu Vorder- und Hinter-Indien die ersten, die diese Erkenntnis verwerteten: i. J. 1861 erklärte England von Indien aus sein Protektorat über Sikkim, nicht viel anders wurden bald nachher Nepaul und Bhutan gestellt, 1885 ging Birma in englischen Besitz über. Frankreich, dem seine Missionare vorgearbeitet hatten, ergriff i. J. 1862 Besitz von Saigon, 1867 von Cambodja, 1874 von Tongking und 1882 von Annam. Siam, das trotz moderner Ablehnungen ein Tributstaat von China war, verdankt seine Selbständigkeit dem Verhältnis der beiden genannten europäischen Mächte unter einander. Russland, das sich seinen Weg durch den asiatischen Kontinent gebahnt hatte, erwarb i. J. 1860 das Amur- und Küsten-Gebiet, i. J. 1871 besetzte es Ili und Kuldja. Europäische Vorbilder waren es wohl, die auf die Japaner einwirkten, als sie sich i. J. 1880 die Liu-Kiu-Inseln aneigneten und 1895 Formosa. Das Schicksal von Korea, das ja seit 1895 nominell selbstständig war, den drei mandschurischen Provinzen und Tibet harret jetzt der Entscheidung und beschäftigt heute die Aufmerksamkeit der ganzen politischen Welt. Die Vorgänge des Jahres 1900 sind noch in Aller Gedächtnis. Wir haben somit, auch bei rein äusserlicher Betrachtung, eine ungewöhnlich grosse Zahl scharf hervortretender Ereignisse auf einen kleinen Zeitraum zusammengedrängt vor uns, und zwar scheinen die Pausen dazwischen immer kleiner zu werden, je näher man der Gegenwart kommt. Und doch sind diese Ereignisse nur die äusseren

Kennzeichen, nur die sichtbaren Resultate von verschiedenen Entwicklungs-Reihen: welch' intensives Wachstum neuer Gedanken und neuer Pläne ist ihnen vorangegangen, welche Kämpfe und Erregungen haben sie begleitet, und wie mannigfaltig ist der Einfluss gewesen, den sie auf wirtschaftlichem, politischem und kulturellem Gebiete ausgeübt haben. Von den blutigen Kämpfen der Gegenwart, über deren Wirkung uns heute kaum schon ein Urteil zusteht, sehen wir dabei noch ab, ebenso braucht hier nicht an das erinnert zu werden, was erst später hervortretende Mächte, vor allen Deutschland und Amerika, in der jüngsten Zeit geleistet und erfahren haben. Es ist also ein inhaltschweres halbes Jahrhundert, das wir überblicken, reich an äusseren Ereignissen und Wandlungen und reich durch eine intensive und komplizierte Entwicklung zahlreicher neuer, zum Teil heterogener Kräfte. Eine solche Zeit kann unmöglich spurlos vorübergehen an den Generationen, die ihr angehören, mögen die Einzelnen mittelbar oder unmittelbar oder auch gar nicht an diesen Ereignissen und Entwicklungen beteiligt gewesen sein. Schon die eine Tatsache: das Zusammentreffen zweier völlig verschiedener Kultur-Sphären, die bis dahin nichts oder fast nichts von einander gewusst hatten, ist ein historisches Ereignis von kaum übersehbaren Folgen. In meinen früheren Vorträgen habe ich versucht, Ihnen die Wirkung dieses Zusammentreffens auf der ostasiatischen Seite zu schildern, prüfen wir heute einmal, was für uns dieser noch im Werden begriffene Prozess bedeutet, welche Lehren wir aus diesem Kapitel der Weltgeschichte ziehen können. Auch dem flüchtigsten Blicke muss sich bei einer Betrachtung dieser fünfzigjährigen Geschichte eine Fülle von Fragen politischer, wirtschaftlicher, militärischer, technischer, sozialer, allgemein wissenschaftlicher, philosophischer Art entgegendrängen, von denen auch nur einige erschöpfend zu behandeln im Rahmen eines Vortrages natürlich unmöglich ist. Wir wollen daher alle diese Detail-Fragen bei Seite lassen und vielmehr den Versuch machen, einige allgemeine Gesichtspunkte zu gewinnen, von denen aus wir Klarheit über das

gegenwärtige Verhältnis von West zu Ost erhalten können, und die vielleicht sogar einige Lichtstrahlen in die Zukunft fallen lassen.

Als die Mächte des Abendlandes um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Ostasien ihre Staatsverträge abschlossen, trafen sie dort, wie schon erwähnt, auf den chinesischen Universalstaat. Zu diesem gehörte, im engeren Sinne, alles was zwischen dem Amur, dem Ocean und dem Himalaya lag; eine Ausnahme machte nur der japanische Inselstaat, der nur geistig, nicht aber politisch zu dieser Welt gehörte. Von dem Wesen dieser hierokratischen Universal-Monarchie verstanden die Abendländer genau so wenig wie die Chinesen von den nationalen Staaten des Westens. Wäre ein solches Verständnis vorhanden gewesen, so hätte man vielleicht den Chinesen Verträge in der Form nicht mit Waffengewalt aufgezwungen, ohne wenigstens den Versuch gemacht zu haben, die grundverschiedene Auffassung der beiden kontrahierenden Parteien festzustellen und eine Aufklärung herbeizuführen. China kannte nur den einen Staat der identisch war mit der bewohnten Erde, sein Herrscher war der von Gott eingesetzte Statthalter des Himmels und daher zugleich der Hohepriester, sein Reich die Erde, sein Volk die Menschheit; die verschiedenen Völkerschaften lebten in diesem Weltstaate unter ihren eigenen Oberhäuptern, die ihrerseits die Macht ausübten im schweigenden Auftrage des Universalherrschers. So hatten es die Weisen des Altertums gelehrt, und die Geschichte hatte bisher dazu gestimmt. Das Abendland dagegen bestand aus einer ganzen Anzahl gleichberechtigter, von einander unabhängiger nationaler Staaten; es sah also natürlicherweise auch in China einen begrenzten Nationalstaat, während es tatsächlich mit dem unbegrenzten Universalstaate zu tun hatte. Da ihm der Begriff eines solchen unbekannt war, so mussten die daraus hervorgehenden Auffassungen als unsinnige Prätensionen erscheinen. Den Chinesen ihrerseits waren die Vorstellungen, dass es unabhängige Staaten mit Kultur und Bildung geben sollte, die ausserhalb des grossen

ethisch-politischen Weltgefüges ständen, ebenso unfasslich, die darauf gegründeten Ansprüche ebenso sinnlos. Es ist notwendig, sich dieses beiderseitige Missverständnis vor Augen zu halten, denn es hat die ostasiatische Geschichte bis in die neueste Zeit stark beeinflusst, zum Teil bedingt. In einer solchen fundamentalen Verkennung der Situation wurden die Verträge abgeschlossen, d. h. die Chinesen wurden mit Waffengewalt gezwungen, sie zu unterzeichnen. Die Art, wie die Verträge bald nach ihrem Abschluss von China missachtet wurden, und die Rücksichtslosigkeit, mit der das Abendland alle chinesischen Einwendungen zurückwies, können unter diesen Umständen nicht Wunder nehmen. Auch die Tatsache darf nicht überraschen, dass das Missverständnis noch Jahrzehnte hindurch seine unheilvollen Wirkungen ausübte, Misstrauen und Verachtung, Überhebung und Ungerechtigkeit, Erbitterung und Hass erzeugte, und fast ununterbrochene politische Komplikationen auf allen Seiten hervorrief. So tiefgehende völkerpsychologische Wandlungen, wie sie hier notwendig waren, vollziehen sich nicht von heute auf morgen; wir vergessen aber nur zu leicht, wie kurze Zeit wir selbst erst auf der Höhe unserer heutigen politischen und wirtschaftlichen Auffassungen stehen. Ein geistvoller englischer Kenner des Chinesentums, ein ehemaliger Vertreter der „Times“ in China, schrieb im Jahre 1892 über Chinas Verhalten dem Auslande gegenüber: „Die Nationen des Westens haben China nicht die Zeit gelassen, die ihm notwendig war zum nachdenken (d. h. über die durch die Verträge geschaffene neue Lage), sie haben es vielmehr in eine Aktion hinein getrieben, auf die es nicht vorbereitet war, ja die es nicht einmal verstand. Und für diese Aktion soll es nun alle Folgen erleiden, die sich, mögen sie sein welche sie wollen, aus dem Handel ergeben, den es mit geschlossenen Augen einzugehen gezwungen worden ist.“ Die Meinung, die sich während dieser Periode der Verständnislosigkeit und der wachsenden Verbitterung der Westen vom Osten und der Osten vom Westen bildete, lässt sich mit wenigen Worten ausdrücken. China

(Japan fand als ostasiatische [Macht noch keine grosse Beachtung) war für das Abendland ein unfruchtbarer Klotz auf dem Wege des allgemeinen Fortschritts, der nur dazu gut war, zertrümmert und für Kulturzwecke verwendet zu werden; dieses Volk des Dünkels und der politischen Borniertheit hatte durch seinen Eigensinn und seine Abschliessung alles Recht auf Schonung verwirkt. Eine der grössten deutschen Zeitungen schrieb noch im Jahre 1900: „China ist als ein Kulturhindernis anzusehen. Es ist ein zum Teil hochkultiviertes Land, aber niemals ein Kulturland in unserem Sinne, nicht einmal eines im Sinne antiker Kultur gewesen. Es hat nicht befruchtet, wohlgetan, sondern stets die Rolle des Geizhalses des Sonderlings, des geistig Hochmütigen und gesellschaftlich Exklusiven gespielt.“ Und weiter: „China ist das Land der Erstarrung, der Beraubung, der Ungerechtigkeit, der Verschmutzung, der Dummheit, des Hochmuts, des Egoismus, der Lüge, der Grausamkeit, der Feigheit — kurz des Verfalles in jeder Beziehung, aber man könnte auch — und das ist das merkwürdige — wieder viele Eigenschaften aufzählen, die ein glänzendes Kehr Bild geben würden. Im Volke stecken sehr viele gute Eigenschaften; doch es ist eine ganz hoffnungslose Sache, zu glauben, dass diese hinreichen, aus sich heraus China zu einem Staategebilde zu reformieren, mit dem ein modus vivendi für die Kulturstaaten möglich wäre.“ China auf der anderen Seite glaubte sich sein Urteil über den Westen nach den Opfern bilden zu müssen, die es in seiner Wehrlosigkeit dem andrängenden Europäertum zu bringen hatte, und die vor allem in der Preisgabe fast seiner gesamten Aussenländer bestanden: es hielt die Fremden für brutale Gewaltmenschen, denen die Begriffe Bildung und Gerechtigkeit unbekannt waren. „Die Schwierigkeiten in der Behandlung auswärtiger Angelegenheiten“, schrieb der verstorbene Marquis Tsêng unter dem Jahre 1878 in sein Tagebuch, „liegt darin, dass die Fremden für Vernunftgründe unzugänglich sind.“ Schilderungen des Europäertums in erheblich grelleren Farben weist die moderne chinesische

Litteratur in grosser Anzahl auf; einige Beispiele habe ich in meinen früheren Vorträgen*) mitgeteilt. Die Frage ist, besonders in jüngster Zeit, oft erörtert worden, auf welcher Seite das grössere Mass von Schuld zu suchen sei für diese unheilvolle Versändnislosigkeit. Ich glaube, die Frage ist ziemlich müssig. An derartige historische Vorgänge, die in dem Geistesleben ganzer Völker ihren letzten Ursprung haben, später, wenn sie einen bestimmten Abschnitt in der Entwicklung erreicht haben, das gewöhnliche Mass von Recht und Unrecht anlegen zu wollen, muss immer ein missliches Unternehmen sein. Nur soviel mag hier gesagt werden, dass es an Mahnungen, Warnungen, Belehrungen auf der westlichen wie auf der östlichen Seite nicht gefehlt hat; aber diese Stimmen sind Jahrzehnte hindurch meist ungehört verhallt, zum Teil haben sie sogar offene Feindseligkeit hervorgerufen. Die bessere Erkenntnis musste allmählich emporwachsen wie ein gesunder Baum, der langsam durch wucherndes Unkraut hindurch zum Lichte strebt.

Und diese Erkenntnis ist jetzt sichtbar im Wachsen begriffen. In China setzte das Wachstum vor etwa zehn Jahren ein. Die Ereignisse des japanischen Krieges und was darauf folgte rüttelten weite Kreise der Gebildeten auf. Das gewaltige Missverhältnis zwischen dem Kräftezustande des beharrenden China und des europäisch umgeformten Japan zwang nun doch die Frage nach den Ursachen hiervon auf. Man fing jetzt ernstlich an, nach den Quellen zu suchen, aus denen die überlegene Stärke der Westmächte sich herleitete, man begann das Wesen dieser anspruchsvollen Völker genauer zu betrachten, man hörte auf, nur die barbarischen Gewaltmenschen in ihnen zu sehen, studierte ihre politischen Auffassungen und ihre staatliche Verfassung, verglich damit die Weisheit des Altertums und ihre Deutung und kam bald zu

) Verhandlungen der Abteilung Berlin-Charlottenburg der Deutschen Kolonial-Gesellschaft Bd. VIII H. 1. Geistige Strömungen im heutigen China. Vortrag von Dr. O. Franke. Verlag von Dietrich Reimer (Ernst Vohsen), Berlin. M. 0,60.

der Einsicht, dass zwischen Chinesentum und Europäertum ein äusserlich wohl beobachteter, aber seinem inneren Wesen nach unerfasster Gegensatz bestand, dessen Schärfe in letzter Linie auf Unkenntnis beruhte, mit einem Worte: man fing an, den nationalen Staat zu begreifen, den Unterschied zwischen Universalismus und Individualismus zu verstehen. In einer der zahllosen politischen Abhandlungen, wie sie in jener Zeit in China entstanden, lesen wir: „Die Erde besteht nicht bloß aus einem Reiche, ein Reich nicht bloß aus einem Menschen. Von dem Menschen aber hat jeder seinen eigenen Geist, und jeder Geist seinen eigenen Gedanken. Wenn man nicht die allgemeinen Verhältnisse der verschiedenen Staaten prüft, so kann man ihre Stärke und ihre Schwäche nicht erkennen; wenn man ihr Geistesleben nicht studiert, so kann man das edle oder verwerfliche ihrer Ziele nicht beurteilen; wenn man ihre Wissenschaften nicht durchforscht, so kann man ihre Leistungsfähigkeit nicht kennen lernen.“ Und ferner in einer ähnlichen Schrift: „Die Europäer sagen, die gesamte Menschheit hat durch göttlichen Willen das Recht der Persönlichkeit erhalten. Darum hat jeder Mensch und jeder Staat das Recht der Persönlichkeit, und niemand darf einem andern dies Recht beeinträchtigen. Wer dies tut, verstösst gegen die göttliche Rechtsordnung, verletzt die sittliche Norm der Menschheit. Wer also einen Menschen erschlägt oder verletzt oder ihm sein Eigentum stiehlt, der beeinträchtigt das Recht der Persönlichkeit in besonders starker Weise. Darum ist selbst dem Fürsten eines Landes durch das Gesetz verboten, das Recht der Persönlichkeit zu beeinträchtigen Der Unterschied zwischen China und dem Abendlande ist der, dass man in China mittels der religiös-ethischen Staatslehre regiert, im Abendlande aber mittels des Gesetzes . . . In China hält man ein einziges gleichmässiges Grundprinzip und gleiche Anschauungen für das beste, die Europäer aber lieben Parteiungen und teilen sich nach ihrer Art.“ Im Abendlande brachte man einer Erklärung dieses Gegensatzes zwischen Ost und West natur-

gemäss nicht annähernd dasselbe Interesse entgegen, denn hier handelte es sich bei dem Verhältnis zu Ostasien nicht um Fragen der politischen Existenz, sondern lediglich um solche der wirtschaftlichen Entwicklung, manchmal auch, zunächst in England, Frankreich und Russland, um Fragen der kolonialen Ausdehnung und Eroberung. Im übrigen galten die Länder des chinesischen Kultur-Kreises für ein Gebiet, in dem man seine Waren mit Vorteil verkaufen, und von dem man jederzeit, wenn man wollte, Arbeits-Sklaven erhalten konnte. Das Geistesleben der Völker dort kannte man nicht, wünschte es auch nicht kennen zu lernen; die Völker selbst waren unzivilisiert und widerwärtig, man nahm an, dass man sich demnächst ebenso in ihre Länder teilen würde, wie man Afrika verteilt hatte. Diese Anschauungen erreichten ihren Höhepunkt nach dem japanischen Kriege von 1894, der den neu geschaffenen japanischen Nationalstaat für die europäische Auffassung aus dem ostasiatischen Völker-Konglomerat als etwas besonderes ausscheiden liess. Die politische Aufmerksamkeit wurde während dieser Zeit in Europa zwar erheblich gesteigert, nicht aber das eigentliche Verständnis. Erst die Ereignisse des Jahres 1900, die natürlichen Folgen dessen, was vorhergegangen war, brachten nicht blos den Regierungen, sondern auch einem Teile des gebildeten Publikums im Abendlande die Notwendigkeit, sich mit dem Wesen des Chinesentums näher bekannt machen zu müssen. Damit aber, d. h. nicht mit jenen Ereignissen, sondern nach ihnen, beginnt auch im Westen die neue Erkenntnis zu spriessen. Gar mancher, auch besonders in Deutschland, kam anderen Sinnes aus diesem seltsamen Kriege zurück als er hinausgezogen war. General-Feldmarschall von Waldersee selbst sagte bei dem Festmahl in Hannover am 7. April 1902: „Ich habe auch mit diesem wunderbaren Volke der Chinesen amtlich und privatim verkehren können, und darum war ich auch nach Kräften bemüht, es zu studieren und kennen zu lernen. Aber ich bin mit der Überzeugung geschieden, dass ich darin nicht weit gekommen bin, und mit der ferneren

Überzeugung, dass alle sogenannten Kenner Chinas China gar nicht kennen.“ (Dieses letztere Urteil kann ich aus meinen persönlichen Erfahrungen heraus nur bestätigen). Der Vertreter eines bekannten Berliner Blattes während des Krieges in China schrieb nach seiner Rückkehr: „Dieses Ereignis (der Krieg von 1900) bleibt bei weitem das bedeutungsvollste für die zukünftige Entwicklung unseres Volkes, das wir seit 1870 erlebt haben. Es gehört zu denjenigen, deren Tragweite sich nicht verkleinert, sondern vergrössert, je höher und universaler die Warte ist, von der aus man es ansieht, und je mehr man es in seinem zeitgeschichtlichen Zusammenhange erfasst. Wer es vermag, seine Augen nicht nur über die Grenzen des Vaterlandes, sondern auch über die Europas zu erheben, der erkennt staunend, dass die Völker des Erdballs gegenwärtig eine Epoche von höchster weltgeschichtlicher Bedeutung erleben. Bisher meinten wir Europäer, wenn wir den tönenden Namen „Weltgeschichte“ brauchten, doch eigentlich nur die Geschichte der Völker des abendländischen Kulturkreises, der europäischen Nationen und der vorderasiatischen oder nordafrikanischen, die mit dem Mittelmeer in Beziehung standen. Von anderen grossen Kulturkreisen wird nur gelegentlich und flüchtig der indische mit in die Betrachtung gezogen So gut wie ganz unberücksichtigt blieb aber in der allgemeinen Auffassung der Weltgeschichte der gewaltige ostasiatische Kulturkreis mit seiner eigentümlichen, Jahrtausende alten, in ihrer Art höchst bedeutenden Geschichte.“ Derartige Urteile aus europäischen Publikationen der letzten Jahre liessen sich in grosser Zahl anführen. Sie stimmen alle darin überein, dass man der Entwicklung der Dinge in Ostasien entweder gedankenlos gegenüber gestanden habe, oder sich von irrigen Auffassungen habe leiten lassen. Europa begann das Gewissen zu schlagen. Man fing an zu bedenken, dass die zahlreichen Rechte, die man in China erwirkt hatte, doch auch gewisse Verpflichtungen auferlegten, die Verpflichtung vor allem, sich etwas sorgfältiger um die Schwierigkeiten zu kümmern, die der chinesischen Regierung

dadurch erwachsen waren, dass man ihr so völlig einseitige Staatsverträge aufgezwungen hatte — Verträge, die, wie Sir Robert Hart in seinen Aufsehen erregenden Artikeln der *Fortnightly Review* i. J. 1901 schrieb, „das Resultat waren von einem mehr aufgenötigten als verlangten Verkehr, die nach einer Niederlage angenommen, aber nicht eigentlich verhandelt wurden, die von China das erlangten, was die Fremden nötig zu haben glaubten, nicht aber was China zu bewilligen wünschte, Verträge, die ohne Gegenseitigkeit waren, deren Bestimmungen nur festsetzten, was China anderen Völkern zu gewähren hatte, in keiner Weise aber die anderen Völker verpflichteten, irgend etwas dem chinesischen Volke zu gewähren.“ Dass man China, auch gegen seinen Willen, Verträge aufzwang, war richtig und notwendig, aber man fühlte im Abendlande jetzt, dass man dem Lande, von dem man unzweifelhaft vieles erhalten hatte, auch zu Leistungen verpflichtet war, wenigstens aber zu einem ehrlichen Verständnis seiner Schwierigkeiten und zu etwas mehr Geduld bei seiner Einfügung in die neuen Verhältnisse.

Die neue Erkenntnis machte ihren Einfluss auch auf einem Gebiete fühlbar, das das chinesische Geistesleben ganz besonders nahe berührt, nämlich auf dem der christlichen Propaganda in China. Auf die oft und leidenschaftlich erörterte Missionar-Frage hier näher einzugehen, ist nicht meine Absicht. Es genügt, hervorzuheben, dass die christliche Propaganda in China ihrem Wesen nach politisch ist und notwendigerweise politisch sein muss. Das zeigt, abgesehen von allem anderen, schon folgende höchst einfache Deduction. Das Wort der chinesischen Sprache, das für „Religion“ gebraucht wird, bedeutet zugleich „Staatslehre“, d. h. in der chinesischen Gedankenwelt ist Religion Staatslehre. Und tatsächlich ist auch der chinesische Universal-Staat die Verkörperung der uralten religiösen Ideen, die zwar confucianisch genannt werden, in der Tat aber weit älter sind als Confucius. Der Staat ist also zugleich die Kirche, und er bedeutet sogar für die chinesische Religion noch weit mehr als die christliche Kirche

für das Christentum: diese letztere ist nur ein Teil des christlichen Dogmas, in China ist der Staat das ganze Dogma, die gestaltete Religion. Wer nun in diesem Kirchenstaate eine neue Religion lehrt, der lehrt ein neues Staatsrecht und strebt danach, den confucianischen Staat zu beseitigen, um an seine Stelle einen anderen zu setzen. Man mag ein solches Beginnen nun für richtig oder für unrichtig, für nötig oder für unnötig halten, immer wird man zugeben müssen, dass es nicht nur eine ungeheuer schwierige, sondern auch eine ungeheuer verantwortungsvolle Aufgabe ist. Für eine solche Aufgabe aber bedarf man der erleuchtetsten Geister, der kenntnisreichsten, vorurteilsfreiesten und vorsichtigsten Männer. Gerade in dem Punkte aber haben die Missionen gefehlt. Sie haben oft, viel zu oft Männer verwandt, die bei aller Reinheit des Willens für ihre Aufgabe gänzlich ungeeignet waren. Das zeigt schon die eine Tatsache, dass man, unbeschadet vieler hervorragender Leistungen, nirgends eine einseitigere, hartherzigere Verurteilung der Chinesen und ihrer Kultur findet als in den Schriften zahlreicher Missionare. Aber auch hier macht sich ein Wandel zum Besseren bemerkbar, und zwar kommen die Mahnungen auch aus dem Kreise der Missionare selbst. In einem Aufsätze der Missions-Zeitschrift „Chinese Recorder“ weist ein englischer Missionar darauf hin, dass „die Taktik der Provokation und des blossen zerstörenden Angriffs gegen einheimische Überzeugungen und Einrichtungen durchaus nicht das wirksamste Mittel sei, sie umzuformen.“ So vertritt auch der letzte Jahresbericht des Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsvereins einen wesentlich versöhnlicheren Standpunkt mit Bezug auf die Bildung einer christlichen Kirche in China, die dem confucianischen Staatsrecht zunächst eben noch als Staat erscheinen muss. Es heisst dort: „Selbstverständlich müssen früher oder später Formen gefunden werden für das Zusammenleben und die Beziehungen der von Gottes Geist erfassten Persönlichkeiten unter den Chinesen. Diese Formen werden dem chinesischen Wesen entspringen müssen und werden von den uns ge-

wohnten Formen wohl ziemlich stark abweichen. Das kann aber nicht von Fremden gemacht werden, sondern muss, wenn die Zeit erfüllt ist, aus dem Chinesentum heraus geboren werden.“ Es wird eine von den neu erkannten Verpflichtungen der abendländischen Regierungen sein, zu helfen, dass dieser allen Erfahrungen nach allein mögliche Standpunkt praktisch wirksam gemacht werde.*) Im Jahre 1871, bald nach dem Tientsin-Massacre, richtete die chinesische Regierung eine Denkschrift an die fremden Mächte, in der sie auf die schweren Gefahren hinwies, die durch die unkontrollierte Tätigkeit der Missionare und ihrer einheimischen Anhänger mit Notwendigkeit hervorgerufen werden müssten, und in der sie flehentlich um Hilfe zur Abwendung dieser Gefahren bat. „Was die Abendländer betrifft,“ so lesen wir dort — und diese Äusserungen sind auch bezeichnend für die Eindrücke, die man in China damals von der europäischen Politik hatte — „so streben sie nur danach, sich der Schwierigkeiten des Augenblicks zu entledigen; ob dadurch die Geister noch mehr erregt werden, darum kümmern sie sich nicht. Zwang anwenden, das ist alles, woran sie denken . . . Aber Sorge für die Zukunft gilt nichts in dieser kurzsichtigen Politik. Und wenn wir uns bemühen, gemeinsam mit den Abendländern durch wirksame Mittel ein wirklich dauerndes Einvernehmen

*) Während des Druckes dieser Zeilen erhalte ich die Zuschrift eines englischen Missionars Warren an den in Schanghai erscheinenden „North China Herald,“ in der die Art, wie man die christliche Missions-Tätigkeit in China eingeführt und künstlich gefördert hat, bitter beklagt wird. Anstatt die Chinesen, so führt der Schreiber in seinen vortrefflichen Darlegungen aus, für die Lehren des Christentums dadurch zu gewinnen, dass man sie von ihrer Erhabenheit überzeugte, hat man das Missionswerk zu einer politischen Forderung gemacht und seine Duldung durch die Staatsverträge erzwungen. „Aus meines Herzens Tiefe wünschte ich, dass die Verträge niemals religiöse Dinge erwähnt hätten,“ so heisst es unter anderen. „Gern wollte ich die Hindernisse auf mich nehmen, die aus der Feindseligkeit der chinesischen Beamten entstehen würden, wenn wir nur frei wären von den Hindernissen, die uns durch die Freundlichkeit derer erwachsen sind, die die Verträge abgeschlossen haben.“

Fr.

sicher zu stellen, so finden wir bei ihnen keine Bereitwilligkeit, die Erörterung auf eine gleichmässige Basis zu stellen. Wenn die Erörterung beginnt, so werden unannehmbare Mittel angegeben, die uns mit Gewalt aufgezwungen werden sollen, damit man so in den Stand kommt, die Sache abzuschliessen.“ Die Denkschrift ist mit derselben nichtachtenden Gleichgiltigkeit behandelt worden wie beinahe jede chinesische Anregung in jener Zeit der Verständnislosigkeit. In die neuen während der letzten Jahre mit China abgeschlossenen Handelsverträge (Deutschland hat den seinigen noch nicht abgeschlossen) ist die Bestimmung aufgenommen worden, dass die Missionarfrage eine internationale Regelung erfahren solle. Es wird abzuwarten sein, ob man sich in Europa auch fernerhin der Wichtigkeit des Gegenstandes verschliessen wird. Darüber kann jedenfalls kein Zweifel sein, dass der Kern des unbefriedigenden Verhältnisses zwischen China und dem Westen die Missionarfrage ist. —

Wenn wir nun jetzt, ausgerüstet mit einer tieferen Erkenntnis der Dinge, die ostasiatische Geschichte der letzten fünfzig Jahre überblicken, so finden wir hier die neue Bestätigung einer geschichtlichen Wahrheit, deren bewusste Erkenntnis auch uns erst die Neuzeit gebracht hat: es ist die endgiltige Überlegenheit des begrenzten National-Staates über den nicht begrenzten Universal-Staat. Ein moderner Geschichtsphilosoph*) hat, ohne auf chinesische Verhältnisse Rücksicht zu nehmen, ja anscheinend sogar ohne sie zu kennen, in einem besonderen Kapitel seines Werkes ausführlich dargetan, wie die Idee des Universal-Staates neben der äusserlichen Unbegrenztheit die innerliche Begrenztheit zur notwendigen Voraussetzung hat, ebenso wie die des National-Staates neben der äusserlichen Begrenztheit die innerliche Unbegrenztheit. d. h. mit anderen Worten: der universale Weltstaat ist nur möglich, wenn die geistige Entwicklung des Individuums in bestimmten, von der Zentral-Idee vorgezeichneten, gleichmässigen Grenzen gehalten wird, während in dem

*) Chamberlain, Die Grundlagen des neunzehnten Jahrhunderts. IV. Aufl. Band II, Kapitel 8. (S. 662 ff.)

durch seine Landesgrenzen abgeschlossenen National-Staate die Möglichkeit der freien Entfaltung und Betätigung des Individuums gegeben ist. Diese Lehre findet in der ostasiasitischen Geschichte ihre glänzende Bestätigung. Es waren nicht blos die technische Überlegenheit, der unternehmungsfrohe Geist oder andere Rasse-Eigenschaften, die dem Abendlande den raschen und völligen Sieg über das Chinesentum verschafften; alle diese Dinge waren nur Wirkungen der tiefer liegenden Ursache. Gerade das neunzehnte Jahrhundert hatte dem Europäertum nach der Vernichtung der napoleonischen Welt-herrschaft den modernen nationalen Staat gebracht, man wollte nicht mehr in einer kosmopolitischen Allgemeinheit aufgehen, sondern geschlossene Gruppen bilden, in denen man seine Eigenart sichergestellt sah und frei entwickeln konnte. Man verlangte, wie es in der vorhin erwähnten chinesischen Schrift hiess, nach dem Rechte der Persönlichkeit, und hier strömt die Quelle aller nationalen Kraft. In dem unbegrenzten chinesischen Weltstaate dagegen hatte das confucianische System sein Werk der gleichmässigen Ausgestaltung der Geister gründlich besorgt: eine Eigenart der chinesischen Kulturwelt war geschaffen, aber diese Kulturwelt war nicht mehr das lebensvolle Sammelbecken der vielgestaltigen Leistungen einer unendlichen Zahl von frei entwickelten Individuen, sondern sie war eine einförmige, starre, leblose Masse — das Universum war gerettet, aber die Persönlichkeit war tot. Wir sehen jetzt auch, warum in dem confucianischen Universal-Staate für einen Patriotismus in unserem Sinne kein Raum war, und warum das begabte chinesische Volk in allen diesen Jahren nicht im Stande gewesen ist, Männer hervorzubringen, die, hoch über die Massen emporragend, zu Führern ihres Volkes wurden, ihm neue Bahnen wiesen und der Begehrlichkeit des Europäertums ein Halt geboten. Die Fesseln, mit denen das Ritual des Confucius die Persönlichkeit eingeschnürt hatte, waren zu stark, als das ein Einzelner sie hätte sprengen können; an Versuchen hat es nicht gefehlt, aber einen Erfolg wird erst die Zeit und die mit ihr reifende Erkenntnis Aller

bringen. Von welcher überlegenen Stärke die Erfassung des nationalen Gedankens gegenüber dem Universalismus ist, zeigt in Ostasien am deutlichsten die Neugründung des japanischen Staates. In Folge seiner insularen Lage hat Japan, wie schon erwähnt, politisch anscheinend niemals zu der chinesischen Welt gehört, und da die Verbindung mit China immer nur eine losere sein konnte, hat es sich auch geistig eine gewisse, wenn auch nur mässige, Unabhängigkeit bewahrt. Schon aus diesen Gründen wurde ihm das Ausscheiden aus der chinesischen Kulturwelt leichter, zugleich damit aber erwachte auch ihm das Bewusstsein der Persönlichkeit und ihrer Rechte, wenn auch zunächst lediglich als Rassenbewusstsein, ein wachsender Betätigungsdrang war die Folge, und von den Resultaten sind wir heute die Zeugen.

Die nähere Berührung mit dem ostasiatischen Kulturkreise zeigt uns also, wie verschieden der Entwicklungsgang ist, den das menschliche Geistesleben genommen hat. Wir mögen uns zwar mit Recht dessen rühmen, dass das unsrige zur Zeit das am höchsten entwickelte ist, und zum Beweise auf seine ungeheuren Erfolge hinzeigen, aber das gibt uns keineswegs das Recht, auf alle anderen Kultur-Auffassungen an sich als minderwertige herabzusehen, sie von unserer Beachtung auszuschliessen und ihnen jede selbständige Entwicklungsfähigkeit abzusprechen. Wir werden daher im Hinblick auf die Lehren, die sich aus unseren Beziehungen zu Ostasien ergeben, unsere geschichtlichen Anschauungen wenn nicht modifizieren, so jedenfalls erheblich erweitern müssen. Es war schon vorhin erwähnt worden, dass wir Europäer, wenn wir von „Weltgeschichte“ sprechen, eigentlich nur die Völker des abendländischen Kulturkreises meinen. Demselben Gedanken hat im vorigen Jahre ein japanischer Gelehrter Ausdruck gegeben, In einem Aufsätze der japanischen Zeitschrift Kokumin-no-Tomo über „das Studium der Geschichte vom Standpunkte des Orients“ führt Professor Ukita aus, dass man den Begriff Geschichte in Europa viel zu eng auffasse, denn bisher habe man sich dort eigentlich nur mit der Geschichte

der europäischen Völker beschäftigt. Er gibt dann einen Überblick über die politisch-sozialen Entwicklungsphasen der Menschheit und kommt zu dem Schlusse, dass der nationale Individualismus der Staaten nicht das Endstadium der Menschheit sein könne. Die neueste Geschichte sei der Beginn einer Periode, in der alle Menschen als Mitglieder einer Rasse anerkannt werden.

Bei diesem letzten Gedanken wenden sich unsere Blicke fragend der Zukunft zu. Der chinesische Weltstaat ist politisch aufgelöst, die Aussenländer des Mittelreichs sind fast sämtlich in den Besitz nationaler Staaten übergegangen, das Mittelreich selbst hat erkannt, dass es, wenn es selbständig weiter bestehen will, sich ebenfalls in den geschlossenen National-Staat umwandeln muss. Diese Umwandlung hat bereits eingesetzt und schreitet mit wachsender Intensität weiter. Die Lehren des Neu-Confucianismus, die ich in meinen früheren Vorträgen erwähnt habe, und ihr zunehmender Einfluss, zeigen die Erkenntnis und ihre Wirkung deutlich an. Wie wird sich unter diesen Umständen das Verhältnis von West zu Ost gestalten? Werden sich dort wie hier nationale Staaten bilden, die, in bewusstem Gegensatz zu einander stehend, alle, jeder für sich, ihre Eigenart und ihre Interessen rücksichtslos gegen einander zur Geltung zu bringen suchen? Wird dann der nationale Individualismus zum Chauvinismus auswachsen? und werden wir dann in verstärktem Maasse das erhalten, was Nietzsche „das Zeitalter des Nationalitätswahnsinns“ genannt hat? Werden sich dann vielleicht, zur wirksameren Geltendmachung ihrer Eigenart, mehrere durch Abstammung verwandte oder geographisch zusammengehörige Individual-Staaten zusammenschliessen und eine Rassengemeinschaft bilden? Werden sich so eine weisse und eine gelbe Rasse gegenüber stehen und einen erbitterten Kampf um die Herrschaft oder Nutzung der Erde führen, wie man es jetzt so lebhaft in Europa erörtert? Einer oft gehörten Auffassung nach scheint dies ja in der Tat der Entwicklungs-Gang der Weltgeschichte werden zu sollen: Kampf der beiden Rassen

unter einander bis zur Unterdrückung oder Vernichtung der einen. Auch in Ostasien hat man bereits diesen Lauf der Dinge in's Auge gefasst, das zeigen vor allem die Satzungen des von Japan in's Leben gerufenen „ostasiatischen Kulturbundes,“ das zeigen in China zahlreiche Schriften der modernen Litteratur. So lesen wir in dem interessanten Aufsätze eines Anonymus über Rassenfragen, in dem die Darwinsche Theorie von der Entstehung der Arten auch auf die politische Entwicklung der Menschheit angewandt wird: „Im hohen Altertume kämpfte die Rasse der Menschen mit der Rasse der Tiere; der Mensch blieb Sieger, weil er sich mit seines gleichen zusammentat, die Tiere aber allein blieben. Im Mittelalter kämpfte die chinesische Rasse mit den Rassen der Barbaren; die Chinesen blieben Sieger, weil sie Kultur besaßen, die Barbaren aber unwissend waren. Nun gibt es aber mehrere einander gleichstehende Rassen, darunter werden die europäische und die asiatische Rasse um die Herrschaft kämpfen“. Das Recht des Stärkeren auf Fortbestand wird also auch hier gelten, die eine Rasse wird bleiben und herrschen, die sich als die zäheste und klügste erweist. Eine natürliche Lösung, und doch für den sittlichen Menschen unbefriedigend. Es fehlt denn auch nicht an Stimmen, im Osten wie im Westen, die warnen vor dieser Lehre vom Rassenkampfe. Der Weg der Menschheit führt zum Lichte, so sagen sie, nur was sittlich verworfen ist, wird untergehen; was gut, was gerecht, was wahr ist, wird bleiben und herrschen ohne Rücksicht auf Rasse und Volk. Die am höchsten stehenden Völker aber haben am meisten die Pflicht, diese sittliche Weltordnung zu fördern, an dem Kultur-Ausgleich der Rassen zu arbeiten und die ethische Einheit des Menschengeschlechts als letztes Ziel nicht aus den Augen zu verlieren. Dass die Lehre von der künftigen Welteinheit und dem Weltfrieden ein uralter Glaubenssatz des chinesischen Universalismus sei, habe ich bereits in meinem letzten Vortrage erwähnt, an ihr hält auch der Neu-Confucianismus fest, und sie klingt uns aus seinen Schriften bald als unerschütterliche Überzeugung, bald als wehmütige Sehnsucht, bald

als bittere Anklage gegen das Abendland entgegen. Selbst in Japan, das zur Zeit der eigentliche Träger der Idee des Rassenkampfes ist, machen sich Anzeichen einer Strömung bemerkbar, die diese Idee verwirft. Die Ausführungen des Prof. Ukita habe ich bereits erwähnt; ein anderer vorurteilsfreier Japaner, Uchimura Kanzo, ein Christ, schrieb im vorigen Jahre bald nach Ausbruch des Krieges, nachdem er seinem Bedauern darüber Ausdruck gegeben: „Der Krieg wird wenigstens den Vorteil haben, dass er die Aufmerksamkeit der Welt auf den Mangel an Achtung lenkt, den für gewöhnlich die sogenannten christlichen Nationen den nicht so genannten Völkern zeigen . . . Eine grosse Lehre wird sich für die Zukunft daraus ergeben: dieser russisch-japanische Krieg wird nicht zu Ende kommen, ohne dass die Christenheit an Russlands Erfahrung gelernt haben wird, dass der Allmächtige ein und dasselbe Gesetz gegeben hat für die ganze Menschheit, dass man jedem Menschen Achtung schuldet, weil er ein Mensch ist, und dass es äusserst gefährlich ist, dieses Gesetz zu übertreten.“ Auch im Abendlande sind in neuester Zeit die Stimmen zahlreicher und lauter geworden, die mahnen, die höchsten Güter der Menschheit, Wahrheit und Gerechtigkeit, auch im Verkehre der Völker mehr als bisher zur Geltung zu bringen. Ich brauche nur an das Wort aus Allerhöchstem Munde von „der Solidarität der Kultur-Völker“ zu erinnern, an die Reden des Präsidenten Roosevelt, an die Schiedsverträge, an die Bemühungen, ein internationales Recht (auch Privatrecht) mit Rechtsprechung zu schaffen u. a. Jedes einzelne davon bedeutet nicht viel, aber, zusammengenommen, zeigt es, dass man sich auch hier an die „ethische Einheit“ des Menschengeschlechts erinnert.

Im Hinblick auf diese wachsenden Regungen eines gewissen sittlichen Einheits-Gefühls scheint es mithin keine unbedingte Notwendigkeit zu sein, sich das künftige Verhältnis des Abendlandes zu Ostasien ausschliesslich unter dem Zeichen des Kampfes vorzustellen. Dazu kommen Erwägungen höchst nüchterner Art. Wir sprechen von einer weissen Rasse

oder einer abendländischen Rasse auch im politischen Sinne. Wo sind die Träger dieser Rasse-Einheit? In Russland? Augenblicklich könnte es fast so scheinen, aber vor dem Kriege sprach man anders in Russland — man braucht nur die Schriften des Fürsten Uchtomski zu lesen, der im Namen des Slawentums eine Verbindung mit dem germanischen Europa in ostasiatischen Dingen mit Entrüstung von sich wies. Oder in England? Der Engländer pflegt von sich mit einem gewissen Stolze zu sagen, er sei ein schlechter Europäer. England kennt nur eine privilegierte Rasse, die englische, alles andere steht auf gleichem Niveau — unter ihr. Oder etwa in Amerika? Die Erfahrungen von 1900 haben gezeigt, dass die Union in Ostasien ihre eigenen Wege zu wandeln wünscht. Unter solchen Umständen erscheint es kaum angebracht, wenn Deutschland sich zum eifrigen Träger einer Idee machen wollte, die anderswo weder beliebt noch aussichtsvoll ist, wenn es als unverlangter Anwalt einer Rasse-Einheit auftreten würde, die höchstens in ethnologischen Theorien vorhanden ist, politisch aber eine imaginäre Grösse darstellt. Auch auf der ostasiatischen Seite ist die wirkliche Neigung zu einem Rassen-Zusammenschluss (beiläufig sei hier bemerkt, dass es sich ethnologisch um eine einheitliche Rasse dort gar nicht handelt) vorläufig noch eine einseitige. Dem chinesischen Universal-Staate waren Rassen-Scheidung und Rassen-Hass naturgemäss fremd, erst das Abendland hat diese Begriffe dort eingeführt, Japan hat sie aufgenommen und ist jetzt der ehrgeizige Vorkämpfer eines neuen Rassebundes. Noch steht China zögernd und unschlüssig diesen Werbungen gegenüber, unter dem Einflusse des confucianischen Systems war es niemals aggressiv und von kriegerischem Ehrgeize erfüllt. Vielleicht hatte der japanische Staatsmann Suyematsu diese Eigenschaften im Sinne, als er vor kurzem schrieb: „Charakterzüge und Ideen in China und Japan sind im allgemeinen von so ausgeprägter Verschiedenheit, dass eine Amalgamirung der beiden Nationen eine Unmöglichkeit ist.*)

*) A. Stead, Japan by the Japanese S. 578.

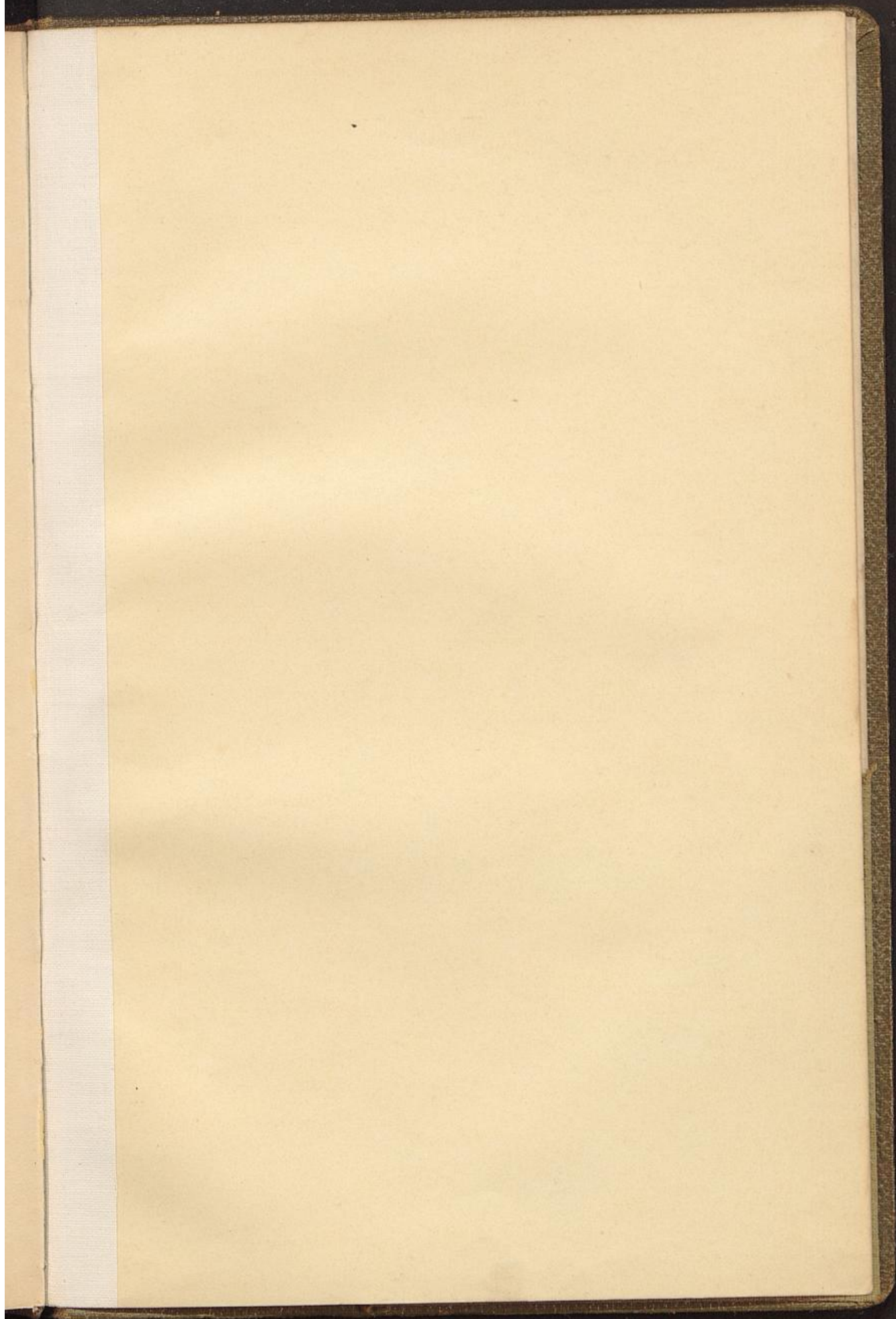
Wesentlich von der Haltung des Abendlandes wird es abhängen, ob China künftig mit Japan und in japanischem Geiste seine historische Rolle spielen, oder ob es dereinst als geschlossener National-Staat selbständig, ohne Rassebeziehungen, der Gemeinschaft der Völker angehören wird.

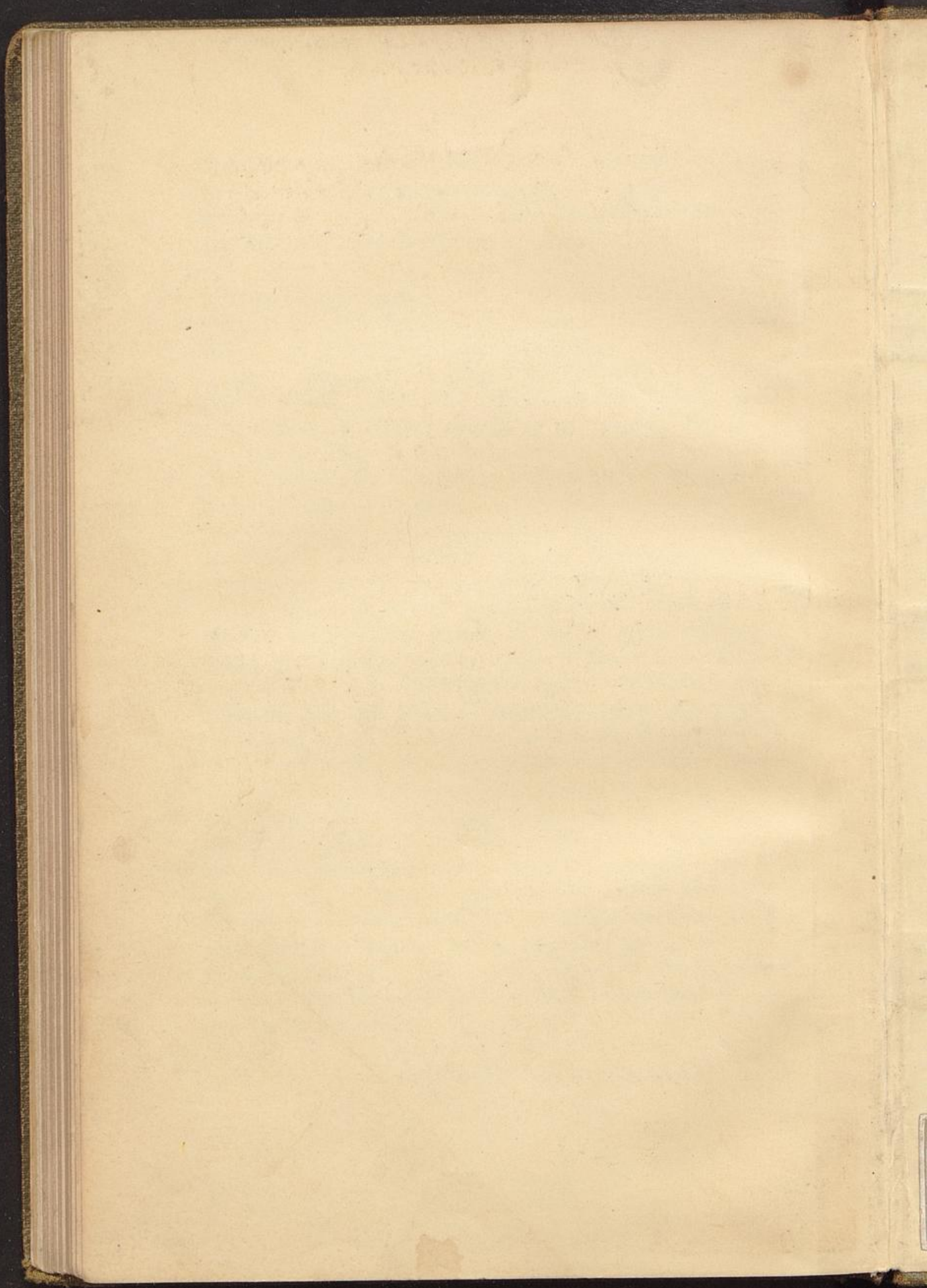
Unsere Betrachtungen werfen einen Lichtstrahl vor uns auf den Pfad, den wir wandeln sollen. Statt uns in eine unfruchtbare Feindseligkeit hineinzureden, sollen wir uns versöhnlichen Geistes bemühen, China zu uns heranzuziehen; bei dem erstrebten Kultur-Ausgleich sollen wir ihm helfend die Hand reichen, anstatt es immer tiefer in den Rassen-Gegensatz hineinzutreiben. Mit einem Worte: über den allzu eifrigen Erörterungen der „gelben Gefahr“ dürfen wir als grosses Kultur-Volk nicht jene höheren Aufgaben vergessen, die nicht im Rassenkampfe ihr Ende finden. Zwar die Welt-einheit und der Weltfriede, wie der Confucianismus sie lehrt, werden noch für ungezählte Generationen ein schöner Traum bleiben, wir werden unsere starke Rüstung noch lange tragen und sie vielleicht in harten Kämpfen erproben müssen; auch bis zur Entwicklung der oft ersehnten einheitlichen Weltwirtschaft scheint es noch ein unabsehbarer Weg zu sein. Und doch, trotz alledem, dürfen wir den Glauben an eine Entwicklung nach höheren, besseren Zielen zu nicht verlieren, denn ohne das wird unser Ringen zwecklos, hat die Weltgeschichte keinen Sinn. Es ist gut, wenn wir in der Detail-Arbeit und Aufregung unserer kurzen Lebensspanne zuweilen innehalten, Atem schöpfen, um uns blicken. Dann werden wir sehen, dass der Gang der Geschichte uns rastlos weiter führt, und dass auch dort Bewegung vorhanden war, wo wir im Augenblick keine zu bemerken glaubten. Wir werden erkennen, dass die Weltgeschichte Zeit braucht für ihre Entwicklungen, und wir werden den richtigen Massstab hierfür wiederfinden, der uns im Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität nur zu leicht verloren geht. Solche Betrachtungen werden uns gerechter in der Beurteilung fremden Geisteslebens machen, uns Geduld bei unseren Plänen lehren und uns verhindern, klein-

mütig zu werden, wenn Misserfolge uns aufhalten, so dass wir unverzagt und hoffnungsfreudig an unsere nationale Arbeit zurückkehren, weiter schaffend, weiter kämpfend, der Menschheit zum Heile, unserem Volke zur Ehre.

Seine Durchlaucht Prinz von Arenberg als Vorsitzender: „In ungewöhnlich eleganter Form ist heute Abend ein Gegenstand von allgemeinem Interesse behandelt worden, und uns eine Fülle geistreicher Extrakte geboten worden. Wenn wir die Nutzenanwendung aus dem soeben Gehörten ziehen wollen, so ist es ganz klar, dass, wenn Deutschland die ihm zustehenden Aufgaben im fernen Osten erfüllen will, es dasjenige Verständnis für chinesisches Wesen und für die chinesische Kultur zeigen muss, das der Herr Vortragende uns gekennzeichnet hat. Wir alle haben aus der Geschichte gelernt, dass die Hauptursachen der Zwistigkeiten auf Missverständnissen beruhen, und wenn wir unsere eigenen Interessen verfolgen in einem Lande, wo wir lediglich Vertragsrechte haben, so ist es die elementarste Pflicht der Gerechtigkeit und Klugheit, dass wir die Kultur dieses Volkes zu verstehen und zu achten uns bemühen, und deswegen, weil der Herr Vortragende in geistvoller Weise die Gründe für die zwischen dem Abendlande und dem fernen Osten herrschenden Missverständnisse, weil er diese Gründe so lichtvoll klargestellt hat, ist der Vortrag für uns von unbedingt praktischem Nutzen und praktischer Anwendbarkeit. Ich glaube, dass keiner von uns in irgend einer Weise einen von den heute ausgesprochenen Gedanken zu bekämpfen versuchen wird, ich glaube, dass wir alle von der Richtigkeit der hier entwickelten Anschauungen und Grundsätze überzeugt sind, und erlaube mir in Ihrer aller Namen für diese Belehrung dem Vortragenden den wärmsten Dank auszusprechen und bitte Sie, sich zum Zeichen des Dankes von den Plätzen zu erheben.“ (Geschicht.)







2 Ev 86

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen





F
c
568

FC
0568
-8